

Die große Gruselserie von Jason Dark

Der Alptraum beginnt

Band 1001 • 2,30 DM
ÖS 18 / Fr 2,30 / FF 10,00

BASTEI





Der Alptraum beginnt

John Sinclair Nr. 1001

Teil 2/7

von Jason Dark

erschienen am 16.09.1997

Titelbild von José Luis Marín

Sinclair Crew

Der Alptraum beginnt

Es war die Zeit des späten Abends, und die Dunkelheit umschlang das Haus auf dem Hügel wie ein urwelthaftes Monstrum. Hinter einigen Fenstern brannte Licht, auch in der Küche, wo die beiden Menschen zusammensaßen und nicht wußten, was sie unternehmen sollten. Wer hineinschaute, der sah zwei ältere Leute, einen Mann und eine Frau. Beide grauhaarig, beide von den Spuren eines langen Lebens gezeichnet, aber er sah auch, daß die zwei Menschen in tiefer Liebe miteinander verbunden waren. Niemand hatte es ihm gesagt, aber er spürte, daß sich noch ein dritter Gast in der wohnlichen und heimeligen Küche aufhielt. Es war die Angst!

Eine Angst, die nicht nur zwischen Mary und Horace F. Sinclair stand, sondern eine, die von außen bedrohte. Die Blicke der beiden sprachen Bände. Die Flasche Rotwein auf dem Tisch und die beiden Gläser, aus denen der edle Tropfen getrunken worden war, wirkten dabei wie Makulatur, denn die Angst konnten sie nicht vertreiben.

Die Flasche war fast leer, eine zweite stand bereits schon entkorkt, aber niemand konnte sagen, ob sie jemals getrunken wurde.

Die beiden einsamen Menschen gingen davon aus, den letzten Abend ihres Lebens zu verbringen… So war es ihnen auch prophezeit worden.

Mary und Horace waren wie vor den Kopf geschlagen. Es war einfach zu schrecklich, zu irreal – wie Donatas Geist, der sie besucht und auf dieses Schicksal hingewiesen hatte.

Fremde, unheimliche Mächte waren ihnen auf der Spur und wollten ihnen das Leben nehmen. Wesen, die nicht beschrieben werden konnten, die aus irgendwelchen dunklen Löchern hervorkrochen, die in den Lauf der Zeit hineingebohrt worden waren und nun ihre große Stunde sahen.

Mary und Horace F. Sinclair hatten getrunken und viel miteinander geredet. Sie hatten von den vergangenen Jahren gesprochen, von den alten Zeiten in London und auch von ihrem Sohn John, der als Geisterjäger bekannt war, wahrscheinlich mit diesem Fall vertraut war, ihnen aber trotzdem nicht zur Seite stehen konnte, denn er befand sich in Frankreich, in Chartres, und seine Eltern lebten in Lauder, Schottland.

Mary Sinclair hielt das Schweigen nicht mehr länger aus. Wenn ihr Mann nichts sagte, fühlte sie sich so allein und gefangen in den schrecklichen und düsteren Vorahnungen. »Warum sagst du denn nichts mehr?« Sie stieß ihren Mann an.

Horace F. hob die Schultern. Dabei krauste er die Stirn. »Was soll ich denn noch sagen? Mir fällt nichts ein. Es ist alles schon gesagt worden, denke ich.«

»Früher warst du anders.«

Er nickte. »Stimmt. Früher schon. Aber jetzt sind einige Jahrzehnte vergangen, da verändert man sich. Da war ich auch besser.« Plötzlich schien ein Strahl aus Energie seinen Körper zu durchschneiden.

Er ballte die rechte Hand zur Faust und schlug damit auf den Tisch, so daß die beiden Weingläser hüpften und sogar die Flasche ins Wanken geriet. »Warum bin ich das heute nicht mehr, Mary? Warum nicht? Verdammt noch mal, sag es mir!«

»Wir sind älter geworden.«

»Ja, und das ärgert mich. Nicht, daß ich älter geworden bin, aber früher hätten wir gegen die drohende Gefahr angekämpft. Da hätten wir uns zusammengerissen und wären gemeinsam…« Seine Stimme

sackte ab. Er senkte den Kopf und schüttelte ihn. »Aber heute ist alles anders geworden, so verdammt anders.« Die letzten Worte waren nur mehr ein Flüstern gewesen.

Mary strich über sein Haar. Es war eine liebevolle und auch behutsame Geste. »Was, mein Lieber, hindert uns daran, wieder so zu werden, wie es einmal war?«

»Die vergangenen Jahre!« stieß Horace hervor und hob den Kopf wieder an.

»Die kann man nicht zurückholen, da hast du recht. Aber der Mut sollte uns doch nicht verlorengegangen sein – oder? Wir haben doch nie aufgegeben. Wir waren immer Kämpfer, und so ist auch unser Sohn geworden.«

»Ja – John«, murmelte Horace F. wobei ein verloren wirkendes Lächeln über sein Gesicht huschte. »Manchmal wünschte ich mir, ich wäre an seiner Stelle.«

Mary nickte. »Das weiß ich.«

»Woher denn? Ich habe es dir nie gesagt.«

»Aber ich habe es gespürt. Bei jedem Besuch unseres Sohnes. Du wärst oft gern an seiner Seite gewesen. Hin und wieder traf es ja zu, sehr zu meiner Beunruhigung. Ihr habt einiges erlebt, und manchmal hast du auch Glück gehabt, daß du mit dem Leben davongekommen bist.«

»Stimmt.« Horace F. griff zum Wein und nahm einen kräftigen Schluck aus dem Glas. »Da haben wir es den Feinden gezeigt, auch wenn sich die Bemerkung jetzt kriegerisch angehört hat, es ist nicht so gemeint, Mary.«

»Das weiß ich doch. Nur frage ich mich, was uns daran hindert, es den anderen wieder zu zeigen? Denk mal darüber nach.«

Sinclair blieb starr sitzen. Er holte tief Luft. Dann schaute er gegen die dunkle Fensterscheibe, als wollte er herausfinden, ob sich in der Schwärze dahinter etwas zusammenbraute. Doch es blieb alles still.

»Nun?«

»Es ist schwer, Mary, sehr schwer. Meinst du, daß wir gegen diejenigen ankämpfen sollen, die es auf uns abgesehen haben? Daß wir ihnen die Stirn bieten können?«

»Wäre es nicht einen Versuch wert?«

Sinclair drehte den Kopf. Er schaute seiner Frau ins Gesicht. Es war noch immer hübsch, und auch das Lächeln war geblieben, das ihm immer so gut gefallen hatte. Deshalb streichelte er seine Frau.

»Du bist noch immer toll, Mary, und ich liebe dich.«

Sie schluckte. Der Kloß im Hals schien mit Nadeln gespickt zu sein. »Danke, Horace. Laß uns doch versuchen, etwas von dem zurückzuholen, was früher einmal gewesen ist.«

Er zweifelte noch immer. »Glaubst du denn daran?«

»Hätte ich es sonst erwähnt?«

Sinclair schüttelte den Kopf. »Da sagt man immer, daß die Männer das starke Geschlecht sind, aber daran glaube ich nicht mehr. Es sind die Frauen, Mary, und du bist dafür das beste Beispiel.«

»O danke, aber diese Komplimente laß mal sein.« Sie war sogar etwas rot geworden.

»Okay, Mary, wenn du einmal davon angefangen hast, müssen wir den Faden auch weiterspinnen. Was schlägst du vor?«

Mary drehte ihr Glas zwischen den Händen. »Du hast ja vorhin von diesem Schatten mit dem schrecklichen Gesicht gesprochen, der hier eingedrungen war.«

»Stimmt.«

»Er wird es wieder versuchen.«

»Das denke ich auch«, gab der Mann zu. »Und dann wird niemand zur Stelle sein, der ihn durch ein Klingeln vertreibt.«

»Eben.«

Er stieß sie leicht gegen die Schulter. »Du hast dir doch etwas ausgedacht, Mary, das sehe ich dir an.«

»Ja.« Sie nickte. »Wir können das Haus verlassen.«

»Nein, nein, nein…« Horace war dagegen. »Darüber haben wir schon gesprochen und sind dabei übereingekommen, daß es zwar möglich ist, wir aber vor unseren Gegnern nirgendwo sicher sind.«

»Das haben wir gesagt!« bestätigte Mary Sinclair und rieb mit der Hand über den massiven Küchentisch. Das Lampenlicht schuf einen entsprechenden Schatten. So sah die Hand aus, als würde sie von einem dunklen Geist geführt. »Aber inzwischen ist einige Zeit verstrichen, und ich zumindest habe darüber nachgedacht.«

»Ich ebenfalls, Mary. Nur ist mir keine Lösung eingefallen, wo wir uns verstecken könnten.«

Jetzt lag die Hand wieder ruhig, und Mary gab eine Antwort. »Ich habe da an unsere Kirche gedacht.«

Horace F. saß unbeweglich. »An die Kirche?« flüsterte er nach einer Weile und wiederholte sich noch zweimal. »Ja«, erklärte er dann nickend. »Die Idee ist nicht schlecht.«

»Dann laß uns nicht zu lange warten.«

»Du willst jetzt gehen?«

»Ja, warum nicht?« Mary stand schon auf. »Wir müssen so schnell wie möglich aus unserem Haus verschwinden, bevor das Grauen zurückkehrt. Ob es sich in eine Gotteshaus hineinwagt, das zweifle ich schon stark an. Wie denkst du darüber?«

»Nicht übel.«

»Das hörte sich an wie so oder so kaputt.«

Sinclair stand auf. »Irgendwo stimmt das auch. Ich bin sehr schicksalsergeben geworden.«

»Und morgen früh sieht alles ganz anders aus. Das wirst du schon merken.«

Sinclair lachte und nahm seine Frau in die Arme.

Mary flüsterte: »Sag jetzt nicht, was du denkst.«

»Woher weißt du das denn?«

»Weil ich dich kenne.« Sie drängte ihn zurück. »Komm jetzt, ich möchte nicht noch um Mitternacht hier hocken.«

»Stimmt.« Horace F. ging mit forschen Schritten auf die Küchentür zu. Er wollte sie aufziehen wie immer, zögerte aber und kriegte einen roten Kopf, weil er plötzlich das Gefühl hatte, im Flur würde jemand lauern.

»He, was ist denn?«

»Schon gut.« Er atmete tief ein und zog die Tür auf. Der erste Blick in den Flur nahm ihm einen Teil der Spannung, denn dort war es tatsächlich leer. Es hielt sich auch niemand im Schatten des Gewehrschranks verborgen. Alles war normal.

Schien normal zu sein, wenn nicht Mary demonstrativ geschnuppert hätte, als sie ihren Mann von der Türschwelle wegdrängte.

»Riechst du nichts?«

»Nein, was denn?«

Mary Sinclair stand nachdenklich da und ließ ihre Blicke schweifen. Noch immer schnüffelte sie. »Es hängt wirklich ein seltsamer Geruch in der Luft.«

»Wie riecht es denn?«

Sie schaute ihren Mann an. »Verbrannt?«

Horace F. lachte kurz auf. »Du hast die Antwort als Frage gestellt, aber ich rieche…« Das letzte Wort verschluckte er. »Doch«, flüsterte er dann, »jetzt rieche ich es auch. Aber nicht so direkt verbrannt, sondern so, als hätte jemand auf dem Friedhof alte Lumpen angezündet, wobei sich zwei Gerüche miteinander gemischt haben.«

»Auch der von Leichen?«

Mary nickte ihm ernst zu. »Ja, auch die von Leichen.«

Der Zauber der letzten Minuten war verflogen, die Angst kehrte wieder zurück, und als hätten sie einen gemeinsamen Befehl erhalten, so bewegten sie zugleich die Köpfe und schauten zur Tür des Arbeitszimmers.

Dort bewegte sich die Klinke.

Keiner von ihnen sprach. Die Tür öffnete sich weiter, allerdings wurde sie noch nicht so weit geöffnet, als daß die beiden etwas hätten sehen können.

Handbreit blieb sie offen.

Und aus dem dunklen Spalt starrte sie ein kaltes Totenauge an…

***

Ich hatte mein Hemd wieder angezogen, die dicke Winterjacke ebenfalls, und auch die Beretta befand sich wieder in meinem Besitz.

Alles hätte normal sein können, aber es war nicht normal, denn in der letzten Stunde waren drei Menschen gestorben.

Blutgeruch fiel mir auf.

Die kalte Luft in der Kathedrale noch immer ließ sie mich schaudern.

Die Schmerzen auf meiner linken Schulter, wo sich der blutverkrustete Fleck befand. Hinterlassen von der Glut eines Zigarillos, den ein gewisser Armand auf meiner Haut hatte ausdrücken wollen.

Es hatte der Beginn einer langen Folter werden sollen. Dazu war es nicht mehr gekommen, denn Armand und sein Kumpan Ducru lebten nicht mehr.

Der Mönch Angares, dem mein Besuch in der Kathedrale von Chartres galt, war von den beiden Killern erschossen worden. Sie starben dafür durch das Schwert des König Salomo. Ducru war geköpft, Armand aufgespießt worden, und geführt hatte das Schwert die Schattenfrau Donata, die mir somit das Leben gerettet hatte.[1]

Aber jetzt besaß ich die Waffe, und sie stand zwischen meinen Beinen, während ich selbst hinter dem Lenkrad des Leihwagens saß und durch die Frontscheibe schaute.

Ich schaute nach vorn, obwohl nicht viel zu sehen war. Die Schatten der Nacht vereinigten sich mit denen der mächtigen Kathedrale.

Unweit davon parkte ich, und es war mit dem Einbruch der Dunkelheit noch stiller in der Umgebung geworden.

Durch die Seitenscheibe entwich der Rauch einer Zigarette. Ich hatte die Filterlosen im Handschuhfach gefunden. Zwar rauchte ich kaum noch, aber ganz hatte ich es mir noch nicht abgewöhnen können. Es war mir alles wie ein Traum vor gekommen, und ich kämpfte auch gegen mein schlechtes Gewissen an, denn die drei Leichen lagen noch in der Kathedrale. Ich hatte sie wegholen und die Polizei alarmieren wollen, aber die Totenfrau hatte mich davon überzeugen können, daß es besser war, alles so zu lassen.

»Es geht um dich, John Sinclair. Einzig und allein um dich. Das mußt du verstehen.«

Okay, ich hatte verstanden, und jetzt saß ich in dem Renault Megane. In meiner unmittelbaren Nähe hielt sich die Totenfrau auf. Sie saß auf dem Beifahrersitz und sah dort aus wie eine gezeichnete Gestalt. Manchmal, wenn der Rauch sie traf, dann sah es so aus, als vermischte er sich mit der Schattenfrau, die früher, als sie noch am Leben war, als weiblicher Nostradamus bezeichnet wurde.

Ich warf die Kippe aus dem Fenster. Sie fiel auf eine nasse Fläche und verzischte dort. Auch das Rauchen hatte meinen Kopf nicht befreien können. Meine Gedanken beschäftigten sich auch weiterhin mit der

dicht zurückliegenden Vergangenheit, aber ich merkte, daß die Nachwirkungen der Erlebnisse allmählich schwächer wurden und ich mich mit den Dingen auseinandersetzen konnte, die ich direkt vor mir sah, und das war eben das wunderbare Schwert des König Salomo.

Jetzt gehörte es mir.

Gehörte es mir wirklich?

Ich war davon nicht überzeugt. Da mußte ich mich schon auf Donata verlassen, die es mir überreicht und erklärt hatte, daß es für mich bestimmt sei, und dies schon seit altersher.

Lüge? Wahrheit?

Ich wußte es nicht, aber es stand fest, daß dieses Schwert keine normale Waffe war. Von der äußeren Form her schon, aber seine Schneide war anders.

In der Mitte bestand sie aus Gold oder aus einer Goldlegierung. Es erinnerte mich an Karas Schwert mit der goldenen Klinge, aber dieses hier war trotzdem anders, denn an den Seiten war die Klinge aus hartem Stahl gefertigt, so daß es auch die Funktion einer normalen Waffe einnahm. Es war schwer, aber es ließ sich leicht führen, das hatte ich bereits festgestellt.

Mein Blick fiel auf den Griff. Er war handlich und sorgfältig hergestellt worden. Auch der querstehende Handschutz war breit genug, um die Finger zu schützen, und man konnte diese Waffe nur mit großem Staunen betrachten, was ich auch getan hatte. Aber daß sie mir gehören sollte, damit kam ich noch immer nicht zurecht, auch damit nicht, daß sie sich einmal im Besitz König Salomos befunden haben sollte. Was diese Information anging, mußte ich Donata vertrauen. Lieber wäre es mir gewesen, ich hätte mit dem Mönch Angares darüber sprechen können, denn er hatte sich mir als der Wächter der Bundeslade vorgestellt.

Und er hatte mir einiges berichten können. Informationen, die ich mir noch durch den Kopf gehen lassen mußte, um anschließend etwas unternehmen zu können.

Mit Wehmut dachte ich daran, wie Angares wohl reagiert hätte, wenn er die Waffe zu Gesicht bekommen hätte. Aber das war leider nicht möglich; die Kugeln der Killer hatten dies verhindert.

Ich dachte ja nicht nur über diese beiden nach. Für mich hätte auch interessant werden können, wer sie geschickt und in wessen Auftrag sie gehandelt hatten.

Irgend jemand oder irgendeine Gruppe war darauf bedacht, mich zu töten, um zu verhindern, daß ich an bestimmte Informationen gelangte. Wer das war, darüber zerbrach ich mir vergeblich den Kopf.

Donata hatte sich nicht bewegt. Sie wußte, daß ich zunächst einmal mit mir selbst klarkommen mußte. Ich schaute sie absichtlich nicht an, sondern blickte auf das Lenkrad.

Eigentlich hätten wir wegfahren müssen. In der Kathedrale lagen drei Tote. Wenn jemand in der Nacht seinen Rundgang machte und die Leichen entdeckte, war hier bald der Teufel los.

Ich schaute nach rechts.

Dort saß die Gestalt. Wobei das Wort *saß* nicht stimmte, denn sie war einfach da. Auf mich wirkte sie, als hätte sie jemand auf den Sitz gezeichnet, um sie mit ihm zu verbinden. Sie und der Sitz gingen lückenlos ineinander über.

Ich griff in die Seitentasche und holte den Zündschlüssel hervor.

Als er in das Schloß glitt, hörte ich die Stimme der Totenfrau. Sie erwischte mich als schrilles Geräusch, bei dem die einzelnen Worte nur undeutlich zu verstehen waren und ich mich sehr genau konzentrieren mußte.

»Du willst weg?«

»Sicher. Wir können hier nicht bleiben. Zumindest erst mal aus der Umgebung verschwinden.«

»Und dann?«

»Sehen wir weiter.«

»Fahr.«

Ich drehte den Schlüssel. Der Motor sprang an. Ich schaltete das Licht ein und fuhr los.

In dieser kalten und ungemütlichen Nacht – nein, das stimmte nicht, denn es war noch Abend – bewegte sich so gut wie kaum jemand durch die Umgebung. Der Januar war keine Touristenzeit.

Erst wenn es wärmer wurde und der Hauch des Frühlings über das Land wehte, würden die Menschenströme wieder einfallen.

Die Straße glänzte naß. Schnee und Eis der letzten Wochen waren getaut, aber die Feuchtigkeit war geblieben.

Die Gegend war mir fremd, deshalb mußte ich erst einen Parkplatz suchen, wo mir Donata auf meine Fragen antworten konnte.

Ich wollte nicht unbedingt in der Stadtmitte bleiben. Am liebsten wäre mir ein Bistro oder eine Kneipe gewesen, wo ich etwas gegen den Durst hätte tun können.

Lichter in der Dunkelheit. Manche waren nah, andere wieder weiter entfernt, so daß sich vor meinen Augen immer wieder ein kleines Weltall auftat.

Ich war über Nebenstraßen gefahren. Vorbei an Privathäusern und brachliegenden Grundstücken sowie an kleinen Industrieunternehmen. Tiefschwarz lag der Himmel über uns. Mond und Sterne waren nicht zu sehen.

Donata sprach nicht. Der Schatten saß unbeweglich neben mir.

Trotz des hin und wieder auftretenden Schaukelns veränderte sie ihre Körperhaltung in dem Autositz nicht.

Das Schwert hatte ich nach hinten gelegt, da ich beim Lenken nicht

behindert werden wollte. Die Abstände zwischen den Häusern wurden größer. Ich hatte den Rand der Stadt erreicht, wo sich auch Firmen in einem Industriegebiet angesiedelt hatten.

Nur wenige Autos kamen uns entgegen. Das Wetter hielt die Menschen im Haus.

Im Fernlicht tauchte die große Rechtskurve auf, in die ich wenig später hineinrollte. Kleine Straßen zweigten ab. Zumeist Sackgassen, die zu irgendwelchen Hallen und Baracken führten, wo diverse Unternehmen ihren Sitz hatten. Die Gegend war nur mäßig beleuchtet.

Einige Bogenlampen boten mit ihrem Licht Orientierungsmöglichkeiten.

Als wir einen Schrottplatz passierten, verschwand der schmale Gehsteig. Mit Gras bewachsener Boden geriet in das Licht der Schweinwerfer. Hier gab es genügend Platz, um anhalten zu können.

Den Vorsatz setzte ich in die Tat um. Der Renault stand, ich schaltete die Lichter aus und stellte fest, daß die große Spannung von mir abgefallen war.

Tief atmete ich durch, bevor ich mir die Totenfrau anschaute.

»Geht es dir jetzt besser?« hörte ich ihre Frage.

»Ein wenig schon.«

»Das ist gut«, erklärte sie. »Es muß dir auch bessergehen, denn vor dir liegt noch ein langer Weg.«

»Weißt du mehr?«

»Zuwenig, John.«

»Aber du hast mir das Leben gerettet, das weißt du.«

»Sicher.«

»Ich frage mich natürlich, warum du das getan hast. Was bedeute ich dir denn?« Während der Worte hatte ich mit den Fingern auf den Lenkradring geklopft, auch ein Zeichen meiner inneren Unruhe.

»Ich fühle mich dir verpflichtet«, hörte ich sie sagen.

»Oh, das ist mir neu. Warum?«

»Denk bitte an London.«

»Meinst du die Sache mit Frogg?«

»Ja, du hast mir geholfen, ohne groß Fragen zu stellen. Ich spürte, daß du nicht mein Feind bist, obwohl ich diesen Frogg getötet habe. Das findet man selten.«

Ich hob die Schultern und sagte lahm: »Ich konnte es leider nicht verhindern.«

»Gut, das nehme ich an. Aber Frogg ist Vergangenheit. Ich habe in meinem Leben vielen Menschen geholfen, aber ich habe auch dafür mit dem Tod bezahlen müssen. Nur war ich jemand, der auch im Tod keine Ruhe gefunden hat. Ich mußte weitermachen, ich war in der Lage, Grenzen zu überwinden, und ich muß zugeben, daß du und

deine Umgebung mich nicht losgelassen haben.«

»Wie schön.« Meine Stimme klang etwas spöttisch. »Und was heißt das genau?«

»Ich habe mich für euch interessiert.«

»Was heißt *für euch*?«

»Sinclair.«

Ich nickte zweimal. »Ja, das stimmt. Du bist unter anderem bei meinen Eltern erschienen und hast sie gewarnt. Aber du hast ihnen gleichzeitig auf die Angst vor der Zukunft eingepflanzt, und das fand ich nicht gut.«

»Was hätte ich denn tun sollen? Vergiß nie, wer ich einmal gewesen bin.«

Ich starrte sie an. »Wer denn?«

»Eine Seherin«, gab sie zu. »Ich bin eine Seherin gewesen. Auch heute noch profitiere ich davon.«

Ich ließ mir Zeit und schaute hinaus, wo nicht weit entfernt eine Laterne stand. Durch ihren Schein huschte blitzschnell ein Tier. Vielleicht eine Ratte oder eine Maus, so genau war das nicht zu erkennen. »Du kannst also die Zukunft sehen, Donata?«

»Nein, nicht ganz!« korrigierte sie mich. »Ich kann die Zukunft nicht sehen. Ich kann nicht genau erkennen, was dort geschieht. Ich kann sie nur ahnen oder erahnen.«

»Das reicht schon«, flüsterte ich und fragte mich zugleich, warum ich ihr glaubte. Vielleicht deshalb, weil sie mir das Leben gerettet hatte.

»Dann beruhen die Bilder, die du in der Zukunft siehst, mehr auf gewissen Ahnungen?«

»Das kann man so sagen.«

»Darf ich dich fragen, was du gesehen hast?«

Sie konnte sogar lachen, aber es hörte sich anders an. Irgendwo schriller und höher. »Du hast selbst gesagt, John, daß es mehr Ahnungen sind, und deshalb will ich dich nicht damit belasten. Ich kann dir nichts Direktes sagen. Es würde mir auch gegen das eigene Versprechen gehen, das ich mir gab.«

»So kann man sich herausreden.« Ich versuchte, sie zu provozieren.

»Du irrst dich, John. Das ist kein Herausreden. Das ist einfach das Beste für die Menschen.«

»Das lasse ich mal dahingestellt, Donata. Aber es geht hier nicht um mich, wenn ich ehrlich bin. Du hast auch meinen Eltern einen Besuch abgestattet. Es war an diesem Tag, und es liegt noch nicht lange zurück. Warum bist du bei ihnen gewesen?«

»Weil sie auch Sinclairs sind.«

Ich lacht leise auf. »Himmel, die Antwort hätte ich mir auch selbst geben können.«

»Es ist gefährlich geworden, ein Sinclair zu sein«, erklärte mir

Donata.
»Das weißt du?«
»Das wußte ich schon länger. Seit wir uns zum erstenmal begegnet sind. Deshalb habe ich dich und deine Eltern gewarnt, weil ich selbst ahnte, daß es so kommen würde, wie es nun gekommen ist. Und meine Ahnungen haben sich bestätigt.«
»Du meinst also die Dinge, die in der Kathedrale geschehen sind?«
»Das ist richtig, John.«
Ich verzog die Lippen. »Wußtest du denn, wie es ausgehen würde?«
»Nein. Aber man hat dich auf einen gefährlichen Weg gebracht, der den Namen Sinclair endgültig ausradieren könnte.«
»Damit meinst du auch meine Eltern?«
»Ja, sie schließe ich ein. Sie sind hilfloser als du.«
Obwohl ich nicht fuhr, umklammerte ich das Lenkrad mit beiden Händen. »Wer jagt sie? Und warum jagt man sie? Hat man ihnen auch die Killer auf den Hals geschickt – wie mir?«
»Nein, nicht so.«
»Aber…«
»Es sind andere Feinde, John. Ich kann dir leider keine genaue Auskunft geben, aber es steht fest, daß deine Eltern und du nicht nur von einer Gruppe gejagt werden. Es sind zwei, die euch in die Zange nehmen. Die Killer hier waren normale Menschen, und sie haben einen Auftrag bekommen…«
»Von wem,« unterbrach ich sie.
»Das kann ich dir leider nicht sagen. Es sind aber Kreise, die kein Interesse daran haben, daß das Geheimnis der Bundeslade gelüftet wird.«
»Politische und verbrecherische Kreise?« hakte ich nach.
»Keine Ahnung«, wisperte sie. »Zumindest sind es Menschen. Moderne Menschen. Personen der Gegenwart, wenn ich das mal so sagen darf. Bei deinen Eltern verhält es sich anders. Ihnen sind wirklich andere Feinde auf der Spur.«
Ich war von Donatas Worten beileibe nicht angetan. Sie hatte sich zwar etwas orakelhaft ausgedrückt, aber ich sah keinen Grund, ihr nicht zu glauben, und deshalb stieg allmählich ein bedrückendes Gefühl in mir hoch. Es ging nicht um mich, sondern um meine Eltern. In ihrem Alter war es nicht einfach, sich gegen die Mächte der Finsternis zu wehren, außerdem hatten sie nicht meine Erfahrung.
Ich hätte mich am liebsten zu ihnen gebeamt, leider war das nicht möglich, und so saß ich weiterhin am Steuer des Leihwagens und versuchte, meine Besorgnis zu unterdrücken.
»Kannst du mir keinen Hinweis geben?«
»Es ist schwer, so schwer«, murmelte sie. »Ich gäbe etwas darum, wenn die Bilder klarer wären, doch ich muß mit dem auskommen,

was ich fühle.«
»Es sind keine Menschen – oder?«
Ich erhielt ein zögerliches »Nein« als Antwort.
»Wie meinst du das?«
»Ich kann es dir nicht sagen. Ich würde von Geschöpfen sprechen, uralten Geschöpfen, die schon längst hätten vermodert sein können. Mehr weiß ich auch nicht.«
»Und sie jagen meine Eltern?«
»Das befürchte ich.«
Meine Lippen lagen so fest aufeinander, daß der Mund nur einen Strich bildete. Ich dachte daran, daß in meiner Tasche ein Handy steckte. Ich brauchte es nur herauszuziehen und versuchen, meine Eltern anzurufen. Seltsamerweise zögerte ich. Wie jemand, der die Wahrheit nicht wissen wollte.
»Ich weiß, was du denkst«, sagte Donata leise. »Ich an deiner Stelle würde mich aber vergewissern.«
Noch immer umklammerte ich das Lenkrad. »Es fällt mir wirklich nicht leicht.«
»Aber du willst doch informiert sein.«
»Ja«, gab ich zu. »So oder so.«
»Dann tu es.«
Ich schnallte mich los, um so leichter an den Apparat heranzukommen, schaltete ihn ein, wählte und hoffte, daß einer er beiden abhob.
Nichts geschah. Es schien niemand zu Hause zu sein. Möglicherweise aber war es ihnen unmöglich, ans Telefon zu gehen. Diese Vorstellung war schrecklich. Sie trieb mir nicht nur den Schweiß auf die Stirn, auch meine Handflächen wurden feucht. Eine davon hinterließ Spuren auf dem Handy.
»Ich habe keine Verbindung bekommen«, sagte ich leise. »Aber das hast du ja selbst erlebt.«
»Soll ich dich jetzt fragen, was du denkst?«
»Nein, lieber nicht.«
Sie bewegte sich. Der kalte Hauch streifte mich, und plötzlich sah ich ihr Gesicht direkt vor mir. »Du solltest nicht das Schlimmste annehmen, John.«
»Es läge aber auf der Hand.«
»Ja, vielleicht. Es gibt aber auch andere Möglichkeiten. Deine Eltern haben vielleicht das Haus verlassen, sind weggefahren.«
»Das wäre zu schön, um wahr zu sein.«
»Möglicherweise ist es wahr.«
»Bei meinem Schicksal. Bei dem Fluch, der über dem Namen Sinclair schwebt? Das kann ich mir kaum vorstellen. Die anderen Kräfte sind einfach zu mächtig. Die schlagen erbarmungslos zu, darauf kannst du

wetten, Donata.«

»Es gibt eine Möglichkeit.«

»Welche?«

»*Mich*!«

Mir stockte beinahe der Atem, als sie dieses Wort aussprach. Dabei lag es so nahe. Aber ich hatte mich gedanklich wohl zu weit entfernt und mich auch um andere Probleme gekümmert. Es war natürlich eine Möglichkeit, aber meine Zustimmung fiel trotzdem zögernd aus, denn irgendwo verspürte ich auch Angst vor der Wahrheit. Bis jetzt befand ich mich in einem zwiespältigen Zustand, nun aber war es knüppeldick gekommen, und der Magen drehte sich wieder.

»Bist du nicht dafür, John?«

Ich verzog den Mund. »Doch, Donata, ich kann damit leben. Trotzdem fürchte ich mich.«

»Vor der Wahrheit?«

»Ja. Vor der endgültigen Wahrheit.«

»Das kann ich verstehen«, erklärte sie mir. »Es ist deine Entscheidung, und du solltest damit auch nicht zu lange warten. Jede Minute, die verrinnt, kann eine verlorene sein.«

»Das ist mir klar«, erklärte ich. Für mich war der Wagen zu einer Sauna geworden. Die Furcht hatte mir den Schweiß aus den Poren getrieben. Mein Herz schlug schneller.

»Wie hast du dich entschieden?« Donatas Stimme drang durch meine trüben Gedanken.

Ich nickte.

»Du bist also dafür?«

»Ja.«

»Danke.«

Ich wußte nicht, weshalb sie sich bedankt hatte. Dann war ihre Stimme nicht mehr zu hören, obwohl sich an meiner rechten Seite etwas bewegte und mich wieder der kalte Strom erwischte.

Ruckartig drehte ich den Kopf.

Nebel, helle Schatten, ein Schemen. Donata war dabei, sich aufzulösen.

Sie glitt davon.

Einfach weg…

Und ich blieb allein zurück!

***

Die Seitenscheibe war jetzt offen. Kühle Nachtluft umfächerte mich.

Sie sorgte sogar für ein leichtes Frösteln auf der verschwitzten Haut.

Niemand störte mich. Ich war ein einsamer Mensch in einem einsam am Straßenrand stehenden Wagen. Ein Mann, der zwar existierte, dessen Gedanken sich aber um schlimme Dinge drehten, die nicht nur

mit meinen Eltern zu tun hatten, auch mit mir selbst. Immer wieder kam mir das hinter mir liegende Schwert des Salomo in den Sinn. Ich brauchte kein Hellseher zu sein, um zu wissen, daß es für mein weiteres Leben oder Schicksal noch entscheidend werden konnte. Grundlos hatte mir Donata es nicht gebracht, wobei ich nicht mal wußte, woher sie es hatte.

Dieser Fall zerrte an meinen Nerven. Er war zu einem großen Problem geworden. Ich war der Mann auf der Fallgrube, die sich allmählich immer weiter öffnete, um mich letztendlich zu verschlingen, wobei mich das Dunkel darunter nie mehr loslassen würde.

Ein Geräusch brachte mich zurück in die Wirklichkeit. Ich schaute nach vorn und sah die hellen Glotzaugen eines Lastwagens, der auf mich zufuhr. Das Licht strich wie der feinstoffliche Körper eines Gespensts über den Boden, kam näher, ohne mich zu erfassen. Dann rollte der große Wagen, an dem noch ein Anhänger hing, an mir vorbei.

Die Nacht verschluckte ihn und auch das Geräusch des Motors, so daß ich sehr bald wieder in der Stille saß.

Das Warten zerrte an meinen Nerven. Das Nichtstun ebenfalls. Ich wußte ja, daß es weitergehen mußte, aber ich selbst war nicht in der Lage, dies zu steuern, und das sorgte bei mir für die großen Probleme.

Warten auf Donata. Und dann? Welche Nachricht würde sie mir überbringen?

Daran wagte ich nicht zu denken, aber mir kam der Gedanke der Ablenkung. Bisher hatte ich mich an die Maxime gehalten und nicht mit meinen Freunden Kontakt aufgenommen. Ich wollte das Versprechen nicht brechen, aber es hatte sich einiges verändert. Ich brauchte Rückendeckung und wollte meine Informationen loswerden.

Das Handy lag noch auf meinem Schoß. Als ich es wieder einschaltete, da wählte ich eine Nummer in London. Ich mußte mit Suko über den Fall sprechen, damit er in Bereitschaft stand und nicht erst groß zu fragen brauchte, wenn die Dinge plötzlich eskalierten.

Suko hob so schnell ab, als hätte er neben dem Apparat gelauert.

Seine Stimme klang deutlich.

»Ich bin es!«

»Ah – du, John. Endlich! Du glaubst gar nicht, wie sehr Shao und ich auf deinen Anruf gewartet haben. Wir hätten es ja selbst versucht, haben uns aber nicht getraut, weil wir nicht wußten, ob wir eventuell gestört hätten.«

»Ja, das war auch gut, Suko, danke. Aber es hat sich mittlerweile einiges verändert.«

»Es geht um deine Eltern, nicht?«

Ich saß für einen Moment bewegungslos. »Verdammt, du weißt

davon?«
»Dein Vater rief hier an. Danach sprach ich mit Sir James, aber das ist jetzt wohl Schnee von gestern.«
»Stimmt.«
»Worum geht es, John?«
»Wenn ich dir das erzähle, wirst du den Kopf schütteln, aber ich muß es einfach loswerden.«
»Bitte.«
Was Suko in den folgenden Minuten zu hören bekam, war auch für ihn ein Hammer. Sicherlich hatte er vorgehabt, mich nicht zu unterbrechen, das schaffte er nicht, denn immer wieder stellte er Zwischenfragen, auf die ich dann auch einging. Als ich ihn eingeweiht hatte, atmete er auf.
»Was sagst du?«
»Hör auf, John.«
»Wieso?«
»Ich kann es nicht fassen.«
»Es stimmt aber.«
»Klar. Wenn mir jemand anderer die Geschichte erzählt hätte, meine Güte, ich hätte ihn für verrückt gehalten, aber ich bin dabeigewesen, als Donata damals bei Frogg erschien, und ich weiß auch von ihren Warnungen oder Prophezeiungen, was den Namen Sinclair betrifft. Meinst du, daß sich die Orakel nun erfüllen werden?«
»Sie sind dabei, Suko. Ich hoffe es allerdings nicht, daß ich es irgendwann mit entsprechenden Tatsachen zu tun haben werde.«
»Das kannst du laut sagen.« Er räusperte sich und sagte dann etwas zu Shao, was ich nicht verstand. Sehr schnell meldete er sich wieder bei mir. »Die Angst um deine Eltern ist die eine Seite, aber was ist mit dem Schwert des Salomo?«
»Das möchte ich selbst gern wissen. Noch habe ich nichts herausbekommen. – Es liegt hinter mir im Auto.«
»Glaubst du denn daran, daß es das Schwert des Salomo ist?«
Obwohl er mich nicht sehen konnte, hob ich die Schultern. »Was heißt glauben, Suko? Ich gehe zunächst einmal davon aus, daß es der Fall ist. Donata hat es mir gebracht. Es sieht auch anders aus. Es ist ein handwerkliches Meisterwerk, und ich denke, daß es für mich noch von großer Bedeutung sein wird.«
»Ja, daran glaube ich auch. Ich frage mich nur, gegen wen du es einsetzen willst.«
»Keine Ahnung.«
»Du willst das Rätsel der Bundeslade lösen?«
»Sicher.«
»Kann man das in der Gegenwart?«
Da hatte Suko eine sehr wichtige Frage gestellt, die mich zum

Nachdenken brachte. Gegen wen sollte ich auch in der Gegenwart mit diesem Schwert kämpfen? Ich wußte es nicht. Ich befreite mein Gehirn nur von Barrieren und kam zu dem Ergebnis, daß ich es möglicherweise in der Vergangenheit einsetzen mußte. Dieser Gedanke endete natürlich bei dem Begriff Zeitreise.

Das war nicht mal so utopisch, denn das hatte ich schon des öfteren erlebt, und es war nicht immer positiv gewesen.

»Du denkst das gleiche wie ich, John?«

»Ja. Die Zeitreise.«

»Eben.«

»Und wie?«

»Vielleicht ist Donata in der Lage, dich mitzunehmen? Weiß du, was sie alles kann?«

»Nein, sie ist mir wirklich fremd, obgleich sie mir das Leben gerettet hat. Aber ich werde mich selbst mit dem Gedanken anfreunden, es irgendwie zu schaffen. Außerdem muß ich noch mit Abbé Bloch reden, denn er spielt ebenfalls eine Rolle.«

»Das ist dein oder unser zweites Problem, John. Wichtig sind auch deine Eltern.«

»Ja. Da muß ich auf Donatas Rückkehr warten.«

»Oder soll ich etwas tun? Die Polizei in Lauder verständigen, damit sich die Kollegen dort bei deinen Eltern umschauen?«

»Darum wollte ich dich auch bitten.«

»Keine Sorge, ich werde es sofort in die Wege leiten.« Dann hörte ich ihn schwer atmen. »Eines noch sage ich dir, John: Ab heute bleiben wir in Verbindung. Diesmal mische ich mit.«

»Das sollst du auch.«

»Gut. Wir hören wieder voneinander.« Er räusperte sich, dann war die Verbindung unterbrochen, und ich schloß die Augen, drückte mich zurück und atmete zunächst einmal sehr tief durch.

Das Gespräch mit meinem Freund hatte mir gutgetan, mich aber keineswegs sehr beruhigt. Noch immer kam ich mir vor wie umklammert, und der Druck wurde nicht schwächer.

Es hatte angefangen, aber ich fragte mich, wie es enden würde. Ob ich tatsächlich eine Reise in die Vergangenheit unternehmen würde, hin zu den biblischen Quellen.

Die Vorstellung war faszinierend auf der einen Seite. Auf der anderen hinterließ sie bei mir jedoch ein Gefühl der Beklemmung.

Aber noch war es nicht soweit.

Der kalte Hauch traf mich wieder. Nicht von der linken, sondern jetzt von der rechten Seite.

Ich öffnete die Augen. Plötzlich schlug mein Herz schneller. Ich wußte ja, daß Donata zurückgekehrt war.

Dann drehte ich den Kopf. Mühsam wie mir schien, aber es war

trotzdem normal gewesen.
Sie saß tatsächlich da. Ich sah keine Veränderung an ihr. Sie war einfach zu ätherisch, um irgendwelche Gefühle zeigen zu können.
»Und?« fragte ich. »Was ist mit meinen Eltern…?«
Donata senkte den Kopf…

***

Mary Sinclair schrie leise auf, als sie das Auge sah, und sie klammerte sich an ihrem Mann fest.
Auch Horace F. hatte der Schock getroffen. Er fühlte sich in seinem eigenen Haus als Fremder, und er wußte auch, daß sie schon längst eingedrungen waren.
Dennoch wunderte er sich darüber, wie stark er sich in der Gewalt hatte, denn er sprach beinahe mit normaler Stimme. »Tu nichts, Mary. Tu nichts Falsches.«
»Bitte, Horace. Ich – kann – es nicht – fassen. Da ist doch jemand. Das Auge…«
»Ja, ich sehe es auch.«
»Und? Wem gehört es?«
»Ich weiß es nicht.«
»Das kann kein menschliches Auge sein.«
»Schon möglich, Marys.« Sinclair wunderte sich über seine eigene Ruhe.
Das hätte er nie für möglich gehalten. Auch weiterhin hielt er seinen Blick auf dieses Auge gerichtet.
Es war rund wie das Auge einer Kamera und erfüllt von weißem Kaltlicht. Es gehörte zu einer Gestalt, die aber ließ sich nicht blicken.
Ihr Körper verschwamm mit der Dunkelheit des Türspalts.
Sekunden waren verstrichen. Den Sinclairs mußten sie wie Minuten vorgekommen sein, und bei Horace F. kehrte etwas von seinem alten Kampfeswillen zurück.
»Mary, ich möchte, daß du mich losläßt, denn ich werde etwas tun. Du wirst dich an der Haustür aufbauen. Du kannst sie ruhig schon öffnen, denn es kann durchaus sein, daß wir schnell weg müssen.«
»Was hast du vor?«
»Laß es, Mary – bitte!«
Sie hielt ihn noch fest. »Ich weiß es nicht. Ich kann es nicht. Ich brauche dich noch, Horace.« Sie war völlig durcheinander. »Bitte, laß uns fliehen.«
»Ja, das werden wir, aber später. Bleib du an der Tür, Mary. Mach alles so, wie ich es dir gesagt habe.«
»Gut! Ich vertraue dir.« Sie ließ ihren Mann los und zog sich zurück, dabei trat sie vorsichtig auf, als hätte sie Angst davor, jemanden zu stören.

Horace F. Sinclair kümmerte sich nicht mehr um seine Frau. Er war froh, sie nicht mehr bei sich zu wissen, und er war auch froh darüber, daß sich in dem Türspalt nichts verändert hatte. Nur das Auge zeichnete sich dort ab. Ein mit kaltem Licht erfüllter Kreis, der nur beobachtete. Es war dem Mann auch egal, ob ein Feind oder mehrere Gegner in seinem Arbeitszimmer lauerten, er wollte ihnen beweisen, daß sie ihn so einfach nicht würden bekommen können.

Der Flur war ziemlich breit. Auch so geräumig, daß der Waffenschrank dort nicht störte.

Darauf beruhte Sinclairs Plan. Er bewegte sich auf leisen Sohlen.

Der Schrank war sein Ziel. Er würde ihn öffnen und die geladene, doppelläufige Schrotflinte hervorholen. Die Läufe waren verkürzt, um die Streuwirkung der Ladung zu erhöhen. Sie war eine verdammt gefährliche Waffe, wenn sie aus kurzer Entfernung das Ziel traf. Und das genau würde hier zutreffen.

Horace näherte sich dem Schrank und blieb an seiner Seite stehen.

Dann holte er tief Luft, weil er seine eigene Unruhe damit bekämpfen wollte. Vorsichtig streckte er seinen Arm aus. Die Hand glitt über die Scheibe hinweg. Sie näherte sich dem Schloß und zugleich auch dem Türgriff. Er berührte den Schlüssel, drehte ihn herum und erstarrte für einen Augenblick, als er das leise Ächzen und Schaben hörte. Es entstand, als Holz über Holz schabte.

Aber die Tür ging auf.

Und das Auge war nicht aus dem Spalt verschwunden. Es glotzte dort wie ein kalter Mond.

Sinclair lächelte.

Er fühlte sich plötzlich besser. In seinem Kopf wirbelten zwar die Gedanken, aber er schaffte die Konzentration auf das Wesentliche, und das war wichtig.

Die Schrotflinte stand günstig. So mußte er nicht erst noch den Arm weit ausstrecken, um die Waffe erreichen zu können. Zudem reichte noch eine kurze Drehung seiner Hand.

Bevor Sinclair Zugriff, schaute er noch nach rechts. Er stand jetzt näher an der Tür. Er sah das verdammte Auge und auch die Schwärze darunter. Es bewegte sich nichts, aber er wurde beobachtet, und er hatte Mühe, sein Zittern zu unterdrücken.

Er schlang die Hand um das Gewehr.

Fast wäre er zurückgezuckt, als er das kalte Eisen berührte. In seinem Nacken spannte sich die Haut. Horace F. wußte genau, was er sich da aufgeladen hatte. Er konnte sich nur die Daumen drücken, und er mußte auch gegen die eigene Angst angehen.

Die Waffen standen lose im Ständer. Er konnte sie normal hervorziehen. Eine Bewegung, die ihm in Fleisch und Blut übergegangen war, und dann zerrte er die Waffe an sich heran.

»Was ist los, Horace? Willst du schießen?«
»Mary, bitte, sei ruhig.«
»Ja, ja, schon gut.«
Sie hatte die Tür geöffnet, denn Horace F. spürte den kalten Strom der Nachtluft über seinen Hinterkopf streichen.
Sinclair schaltete alles ab. Er befreite seinen Kopf. Er mußte sich nur auf die verdammte Gestalt konzentrieren und auf das verfluchte kalte Auge.
Hinter der Stirn und an den beiden Kopfseiten tuckerte es. Er hatte das Gefühl der kleinen Hämmer, die in seinem Schädel arbeiteten.
Seine Zielrichtung war relativ günstig. Er mußte sich nur noch einen kleinen Schritt aus der unmittelbaren Nähe des Schranks entfernen, dann war er richtig.
Er legte an. Die beiden Läufe zeigten schräg nach unten. Durchgeladen war die Waffe. Horace F. Sinclair konnte damit umgehen. Er war oft genug auf der Jagd gewesen, aber diese Hatz hier war eine ganz besondere.
Zum Glück hielt sich Mary zurück. Sie stand in der offnen Tür.
Zuvor hatte sie noch einen Mantel und eine Strickjacke von der Garderobe gerafft.
Sinclair leckte über seine Lippen. Sie kamen ihm plötzlich so trocken vor wie zwei alte Schläuche. Ich bin jetzt ruhig! hämmerte er sich ein. Ich bin jetzt ganz ruhig. Ich lasse mich nicht ablenken.
Nichts kann mich von meinem Vorhaben abbringen. Nur die Ruhe kann es bringen, nur die Ruhe. Verdammt!
Und dann schoß er.
Sinclair hatte den Eindruck, als würde die Schrotflinte in seinen Händen explodieren. Sie ruckte, sie machte einen mörderischen Krach, aber er hatte mitbekommen, wie die Ladung aus dem linken Lauf gefetzt war.
Volltreffer!
Genau dort, wo er das Auge gesehen hatte, war das meiste Schrot eingeschlagen. Die Tür hatte einiges mit bekommen, die Fassung an der linken Seite ebenfalls. Aber es interessierte ihn nicht, ob das Holz zerfetzt war oder nicht. Türen ließen sich reparieren.
Die Läufe der Flinte sanken nach unten, als sich Sinclair auf das Auge konzentrierte.
Es war nicht mehr da!
Der Mann saugte die Luft ein, als wollte er sie trinken. Noch wagte er nicht, sich zu freuen, und er konnte auch nicht viel sehen, obwohl das Schrot durch seine Wucht die Tür aufgestoßen hatte.
Er konnte in das Arbeitszimmer hineinschauen. Was dort noch angeschlagen oder zerstört war, sah er nicht, denn die Dunkelheit war geblieben.

»Horace…?«

Sinclair drehte den Kopf. Seine Frau hatte ihn gerufen. Sie stand an der Tür. Ihre Haltung sah aus, als wollte sie jeden Augenblick auf dem Absatz kehrtmachen und fliehen.

Aber sie blieb stehen, als ihr Mann abwinkte.

»Was willst du denn noch?«

»Nachschauen.«

»Nein, Horace…«

»Doch!« Er schüttelte den Kopf. Er wollte endlich seine Angst abschütteln, die ihn in den letzten Stunden schon genug gequält hatte.

Er mußte vorgehen, er mußte alles tun, um aus diesem Dilemma herauszukommen. Es ging auch um ihn persönlich. Dabei wußte er, daß sie der allgemeinen Bedrohung noch nicht entwichen waren, die würde auch weiterhin bleiben, aber er war ein Mensch, der endlich die große Schwelle überwunden hatte und der Gefahr jetzt ins Auge blicken konnte.

Hoffentlich habe ich es zerschossen, dachte er. Hoffentlich habe ich es zertrümmert.

Die Gedanken gaben ihm den nötigen Mut, und mit einem großen Schritt ging er auf die offene Tür zu. Er betrat das Zimmer noch nicht. Zuerst schaute er sich die Zerstörungen an. Sie waren lächerlich im Vergleich zum Erfolg, den er errungen hatte.

Sinclairs Wangen bewegten sich wie bei einem kauenden Menschen. Ein stechender Gestank kitzelte in seine Nase. Die Explosion war dafür verantwortlich.

Im Arbeitszimmer war alles dunkel. Beim Verlassen hatte er die Schreibtischleuchte ausgeschaltet, aber es gab nicht nur diese Lampe, sondern auch die an der Decke.

Der Schalter befand sich in Reichweite. Das Herz klopfte schon schneller, als er ihn nach unten drückte. Es wurde hell, und Sinclair hätte die Gestalt sehen müssen, wenn sie voll getroffen worden wäre.

Er sah nichts.

Es war nichts da.

Sinclair lachte. Erst leise, etwas glucksend, dann lauter. Ihn störte auch nicht der an einer Stelle zerfetzte Teppich, er war einfach nur froh, daß es diese Gestalt nicht mehr gab. Der plötzliche Schwindel ließ ihn taumeln, und Sinclair war froh, sich am Türpfosten abstützen zu können. So blieb er stehen und wartete darauf, daß die Gegenstände aufhörten, sich zu drehen und er sein normales Gleichgewicht zurückgefunden hatte.

Eine Hand legte sich auf seine Schulter. Sie gehörte Mary, die zu ihm gekommen war.

»Was hast du, Horace?«

»Nichts«, flüsterte er, »es geht schon wieder.«

»Und die Gestalt?«
»Siehst du sie?«
»Nein…«
»Sie ist weg, Mary«, flüsterte er. »Ich habe sie vertrieben oder erschossen. Es gibt sie nicht mehr. Das habe ich geschafft. Die Schrotladung muß sie vernichtet haben.«
»Ja, ja«, sagte Mary, aber ihr Tonfall änderte sich, als sie fragte:
»Wenn alles so stimmt, dann müßten wir ja eine leblose Gestalt vor uns liegen sehen.«
»Richtig.«
»Es ist keine da.«
Horace schaute seine Frau an. Auch jetzt noch sah sie die Qual in seinen Augen. »Ich weiß das alles, aber ich will auch nicht darüber nachdenken. Ich habe ihn vertrieben, Mary. Können wir uns darauf einigen?«
»Ja.«
»Er ist weg. Wo immer er auch hergekommen sein mag, jetzt ist er verschwunden.«
»Für immer?«
»Frag das nicht.«
Mary schüttelte ihren Mann durch. »Doch, Horace, das muß ich einfach fragen. Glaubst du, daß er für immer verschwunden ist?«
»Ich weiß es nicht.«
»Aber er war doch schon mal da, wie du es erzählt hast. Oder etwa nicht?«
»Ja, schon.«
»Und dann kam er zurück.« Sie schaute ihn groß und ängstlich an.
»Was ich damit sagen will, ist, daß wir hier in unserem eigenen Haus nicht mehr sicher sind.«
»Vielleicht.«
»Nicht vielleicht, Horace. Muß ich dich daran erinnern, was wir uns vorgenommen haben? Wir wollten verschwinden, wir wollten fliehen, und das sollten wir trotz allem tun, meine ich.«
Er blieb noch immer stehen. Die Wand als Stütze in seinem Rücken. »Bitte«, sagte er leise. »Ich kann es noch nicht. Ich muß warten, Mary, hörst du?«
»Ja.«
»Danke.« Sinclair stieß sich ab und schlurfte über den Teppich auf einen Sessel zu, in den er sich hineinfallen ließ. Auch seine Arme fielen nach unten. Sie klatschten hörbar auf die Lehnen und blieben dort zitternd liegen. Die Schrotflinte lag mittlerweile quer über seinen Knien, und Horace F. starrte ins Leere.
Mary machte sich jetzt Vorwürfe, daß sie ihren Mann so in die Enge gedrängt hatte. Erst jetzt dachte sie darüber nach, was er durchlitten

hatte, als sie mit ihren Freundinnen zusammengewesen war. Es mußte der reine Horror für ihn gewesen sein, und sie konnte sich jetzt vorstellen, daß er eine Ruhepause benötigte, um zu sich selbst zu finden.

Zögernd betrat sie das Arbeitszimmer. So ganz traute Mary dem Frieden nicht. Sie schaute sich um, als wäre sie zum erstenmal in ihrem Leben in den Raum gekommen.

Es war nichts zu sehen.

Es gab keine Spuren, abgesehen von den Einschlägen der Ladung.

Aber eine Leiche oder auch nur das Auge waren nicht zu sehen. Der Treffer schien die unheimliche Gestalt zerfetzt und danach in Luft aufgelöst zu haben.

Neben dem Sessel blieb sie stehen. Auch Horace sah es. Er hob einen Arm. Mary faßte nach seiner Hand. Sie zitterte nicht mehr so stark wie in der Kirche. Allmählich kehrte die Normalität zurück.

»Ich glaube, wir haben es geschafft, Mary. Können wir das wirklich so sagen.«

»Das hoffe ich. Aber es ist zumindest ein Schritt in die richtige Position.«

»Du glaubst aber nicht, daß es vorbei ist?«

»Nein.«

Sinclair nickte. »Ja, damit könntest du recht haben. Aber was soll es, Mary? Wir haben uns etwas vorgenommen. Ziehen wir es durch. Wir verlassen das Haus.«

»Wo fahren wir hin?«

»Keine Ahnung.«

»Wir könnten zu den McPeters fahren.«

»Und dann?«

»Um Asyl bitten.«

»Nein, meine Liebe, nein.« Sinclair schüttelte den Kopf. »Das ist zwar gut gemeint von dir, aber die Leute würden Fragen stellen, und was würdest du ihnen antworten?«

»Wir könnten uns eine gute Ausrede einfallen lassen.«

»Lieber nicht. Laß uns woanders hinfahren, Mary.«

»Hast du da einen Vorschlag?«

»Raus aus Lauder. Weg von hier. Meinetwegen hoch bis Edinburgh. Dort könnten wir uns ein Hotelzimmer nehmen, das finde ich wirklich besser. Hier habe ich Angst.«

Sie schwieg. Erst als ihr Mann aufstand, sprach Mary wieder: »Ja, ich denke, daß du recht hast. Ich möchte nur etwas packen, falls wir länger blieben.«

»Aber nur das Nötigste.«

»Sicher.«

Mary Sinclair verließ das Arbeitszimmer, und Horace tat es ebenfalls.

Er war nachdenklich geworden, und ebenso nachdenklich blieb er auch vor seinem Waffenschrank stehen. Die Schrotflinte hatte er wieder mitgenommen. Er stellte sie noch nicht wieder hinein.

Im Prinzip aber war ihm eine Waffe zuwenig. Er brauchte mehr, und sein Blick glitt dabei über die Jagdgewehre hinweg. Alles gute Waffen, sehr gepflegt. So entschied er sich für zwei andere, stopfte noch zwei Schachteln mit Munition in die Hosentaschen und war erst dann einigermaßen zufrieden.

Mary hatte den kleinen Koffer in Windeseile gepackt. »Komm, laß uns gehen!«

»Gut.«

Sie sagte nichts, als sie die Waffen sah. Horace würde schon wissen, was er tat, und der erste Einsatz der Schrotflinte war ja schon ein kleiner Erfolg gewesen.

Mary streifte ihren Mantel über. Horace nahm die dicke Jacke und zog sie an.

Er verließ das Haus als letzter. Dabei mußte er schlucken und hatte Mühe, die Tränen zu unterdrücken, denn es kam ihm so vor, als würden sie ihr Haus nicht mehr wiedersehen…

***

»Und?« fragte ich, denn ich hatte es einfach nicht mehr länger ausgehalten.

Auch jetzt ließ sich Donata nicht aus der Ruhe bringen. Sie schwieg sich weiterhin aus, was meine Unruhe natürlich noch erhöhte und für eine Steigerung der Angst sorgte.

Ich hielt es nicht mehr aus. »Hast du sie gesehen, Donata? Waren sie im Haus?«

»Nein!«

Zuerst glaubte ich, sie nicht verstanden zu haben, weil ihre Stimme so schrillte. »Bitte? Sie waren nicht im Haus?«

»Weder tot noch lebendig.«

Ich räusperte mich und sank ein Stück dem Lenkrad entgegen. Dabei wußte ich nicht, ob ich mich über die Nachricht freuen sollte oder nicht. Es war eine positive Tendenz, das stand fest, aber wer sagte mir denn, daß Donata tatsächlich dort nachgeschaut hatte, und mir auch die Wahrheit sagte.

Ohne den Kopf zu heben, fragte ich: »Stimmt das auch, was du mir berichtet hast?«

»Ja.«

»Du hast also überall nachgeschaut?«

»Natürlich.«

»Wirklich in allen Räumen?«

»Was hältst du denn von mir?«

»Entschuldigung«, flüsterte ich. »Aber ich bin schon leicht durcheinander.«

»Das kann ich verstehen.«

Ich setzte mich wieder normal hin. »Also«, sagte ich, »noch mal von vorn. Du bist in das Haus meiner Eltern gekommen und hast dich dort umgeschaut. Du hast die beiden nicht gesehen. Ist dir sonst noch etwas aufgefallen?«

»Ja. Darüber wollte ich mit dir sprechen.«

»Okay, was?«

»Das Haus haben sie verlassen, aber es brannte noch in einigen Räumen Licht. So im Flur, in der Küche und im Arbeitszimmer deines Vaters.«

»Weiter…« Ich hatte gespürt, daß sie stockte, weil sie mir noch etwas Unangenehmes sagen wollte.

»Da ist mir noch etwas aufgefallen. Es geht um die Tür zum Arbeitszimmer deines Vaters. Sie war angeschlagen. Kannst du dich daran erinnern?«

»Nein, aber genauer bitte.«

»Die Tür selbst und auch der Rahmen. Ich kann es mir auch nicht erklären. Als hätte dort jemand mit ungeheurer Kraft etwas dagegen geworfen. Die Spuren waren deutlich zu sehen. Das Holz sah aus wie zerhackt, und auch im Zimmer entdeckte ich Spuren von Gewaltanwendung, und zwar auf dem Teppich. Eine Erklärung dafür habe ich allerdings nicht.«

Ich starrte die Erscheinung an und wußte selbst nicht, was ich sagen sollte.

»Kannst du mir nicht helfen?«

»Nein«, murmelte ich und wiederholte: »Zerstört – zerhackt. Das läßt auf etwas schließen, meine ich.« Ich räusperte mich. »Mein Vater sammelt alte Gewehre, restauriert und rekonstruiert sie. Da kann es schon sein, daß er mit einem dieser Gewehre geschossen hat. Du hast mir ja beschrieben, wie es aussah. Ich könnte mir vorstellen, daß er eine Schrotflinte nahm.«

»Was bitte?«

Ich winkte ab. »Schon gut, Donata, das ist unwichtig, jedenfalls danke, daß du dich bemüht hast.« Ich lächelte die schwache Erscheinung an. »Hoffentlich haben meine Eltern richtig reagiert und gespürt, daß sie in ihrem Haus nicht mehr sicher sind.«

»Das könnte ich mir schon vorstellen.«

»Damit kann ich mich anfreunden, Donata. Danke auch, daß du mir den Gefallen getan hast. Ich wollte, ich wäre an deiner Stelle und könnte mich auch so bewegen.«

»Dazu müßtest du sterben und anschließend in die richtigen Strömungen hineingeraten.«

»Das weiß ich ja. Trotzdem möchte ich auch weiterhin am Leben bleiben.«
»Das verstehe ich.«
»Gut, Donata, da dies nicht möglich ist, so wie du zu sein…«
Sie unterbrach mich mit einem Satz, der mich sofort stutzig werden ließ. »Es muß möglich gemacht werden, John. Du mußt es schaffen. Du mußt dich einsetzen.«
»Bitte?«
»Ja, du, John Sinclair. Denk immer daran, daß du jetzt der Besitzer des Schwertes bist. Und du wirst es brauchen können. Später viel später, aber es ist wichtig für dich.«
Ich schüttelte den Kopf, weil ich überfragt war. »Wie meinst du das denn?«
»Ich denke noch, daß du schwere Prüfungen durchleiden mußt, John.«
Die Antwort war mir einfach zu wenig. »Prüfungen?« wiederholte ich. »Wann und wo? In der nahen Zukunft?«
»Die nahe Zukunft, John, wird für dich die ferne Vergangenheit sein. Auch sie hängt mit dem Fluch der Sinclairs zusammen, und Menschen werden sterben, die du liebst.«
»Meine Eltern?«
»Bitte«, sagte sie schnell. »Ich weiß es nicht genau. Es ist alles verschwommen. Aber wichtig ist, daß du deinen Weg gehst. Und du kannst nicht mehr zurück. Du kannst einfach nicht mehr sagen, daß es jetzt vorbei ist und du nicht mehr mitmachen willst. Nein, das geht nicht, denn du hängst bereits zu tief drin. Du mußte einfach nach vorn gehen und gleichzeitig zurück in die tiefe Vergangenheit, wenn du die Bundeslade finden willst. Möglicherweise wirst du dort einen Ort erreichen, wo sich die Zeiten treffen oder überschneiden. Das ist deine Aufgabe, das ist auch der Fluch der Sinclairs.«
»Eine Zeitreise also.«
»Nenn es so.«
»Ja«, sagte ich. »Daran habe ich selbst schon gedacht.«
»Und deshalb hast du auch das Schwert bekommen. Es wird deine Waffe sein, dein Begleiter, ebenso wie der andere wichtige Gegenstand, dein wunderbares Kreuz…«
Ich starrte Donata an. Nein, ich sah nur die ähterische Erscheinung. Trotzdem waren meine Augen groß geworden. Ja, sie hatte das Kreuz erwähnt. Ich hatte nicht mehr daran gedacht. O Gott, jetzt flossen die Ströme der Erinnerung wieder zusammen. Hesekiel hatte das Kreuz in alter Zeit erschaffen. In einer weisen Voraussicht schon, in der babylonischen Gefangenschaft. Das war nach Salomo gewesen, und trotzdem würde mein Kreuz wichtig werden.
Mir wurde plötzlich eiskalt, als ich daran dachte, was mir noch alles

bevorstand.
»Denk nicht zuviel, John«, wisperte mir Donata zu. »Es ist wirklich besser…«
»Du hast gut reden«, sagte ich leise und legte die Hand auf die Stirn. »Es ist ungeheuerlich, was in diesen Momenten alles auf mich einstürmt. Das muß ich sortieren, Donata, aber das ist schwer, und ich stehe noch am Anfang.«
»Das weiß ich.«
»Kannst du mir nicht helfen?«
»Nein!« hörte ich sie flüstern. »Ich kann nichts für dich tun. Nicht in diesem Fall.«
»Ich muß aber den Weg wissen, um in die Vergangenheit zu kommen, Donata.«
»Kann es für dich ein Problem sein?«
»Wieso?«
»Du hast es doch schon öfter geschafft, die Brücke der Zeiten zu überwinden.«
»Ja, das stimmt«, murmelte ich.
»Das habe ich auch schon geschafft. Nur hat es sich immer so ergeben. Da hat mich der Fall in diese Richtung geführt.«
»Es gibt die Orte.«
»Sicher.« Mein Lächeln wirkte verloren. »Ich kenne eine Person, die ebenfalls ein Schwert mit goldener Klinge besitzt. Durch dieses Schwert, in dem auch eine magische Kraft steckt, gelingt es ihr, die großen Zeitsprünge zu unternehmen…«
»Dazu ist die Waffe des König Salomo nicht geeignet.«
»Schade.«
»In deinem Fall finde ich das auch. Tu, was du für richtig hältst. Versuche alles, was in einen Kräften steht, um den Fluch der Sinclairs nicht wirksam werden zu lassen. Den Rat kann ich dir nur mit auf den langen Weg geben.«
»Danke«, flüsterte ich. »Was du gesagt und wie du es ausgesprochen hast, hört sich nach einem Abschied an.«
»Es ist auch einer, John. Meine Aufgabe ist erfüllt. Vielleicht sehen wir uns mal wieder. Ich wünsche dir Glück, viel Glück, John, denn du hast es verdient…«
Ich wollte sie nicht verschwinden lassen und versuchte auch, nach ihr zu greifen.
Meine Hand erwischte noch den kühlen Hauch, aber er verlor sich bald, und die endgültig normale Umgebung hatte mich wieder. Von Donata sah ich nichts mehr.
Irgendwo hatte ich mich an sie gewöhnt, und plötzlich kam ich mir einsam und hilflos vor.
Donata hatte mir geholfen und den Weg gewiesen. Für mich gab es

eine Zukunft, die Vergangenheit hieß.
Aber wie sollte ich dorthin gelangen?
Es gab Möglichkeiten. Ich mußte nur den richtigen Weg nehmen und sie finden.
Dieser Weg würde mich in Richtung Süden führen. Zu einem Mann, mit dessen Anruf alles begonnen hatte. In seinem Besitz befand sich ein sehr wertvoller und unnachahmlicher Gegenstand: der Knochensessel!

***

Horace F. Sinclair zog die Haustür hinter sich zu, blieb stehen und schaute sich um. Es war eine reine Vorsichtsmaßnahme. Dem Frieden traute er nicht. Es gefiel ihm zwar nicht, daß seine Frau den Koffer trug, aber er verließ sich auf die beiden Gewehre. Eines davon hatte er über die Schulter gehängt, das andere hielt er fest. Die Mündung wies ins Dunkel und wurde leicht hin- und hergeschwenkt.
Das Licht der Außenleuchte hatten die beiden brennen lassen, und auch in den Zimmern war es hell. So wirkte das Haus bewohnt. Unmittelbare Nachbarn gab es nicht. Der Bau stand auf einem kleinen Hügel, beschützt von einem mächtigen Baum. Einige Zweige sahen aus wie rötlich schimmernde Finger, als sie in den Lichtschein hineinragten.
Nach einer Weile atmete Sinclair auf. Er hatte keinen Verdacht geschöpft. Niemand war zu sehen gewesen, auch keines dieser verdammten Augen.
Sinclair schluckte. Mit den Augen kam er einfach nicht zurecht.
Ebensowenig wie mit diesen schwarzen Körpern, die dazugehörten.
Er wußte nicht mal, ob es sich um echte Körper handelte oder nur um simple Schatten.
Mary war schon vor bis zum Wagen gegangen. Er stand draußen.
Sie hatten den Range Rover nicht erst aus der Garage holen müssen.
Neben der Tür wartete Mary auf ihren Mann.
»Kommst du?«
»Moment noch. Hast du einen Wagenschlüssel?«
»Ja.«
»Dann kannst du schon die Koffer einladen.«
Mary Sinclair schloß auf, während sich ihr Mann noch Zeit ließ.
Mit langsamen Schritten ging er auf das Fahrzeug zu. Sein Mißtrauen war noch immer nicht verschwunden. Auch jetzt erschien kein Angreifer aus der Dunkelheit.
Etwas tiefer liegend und jenseits der Zufahrtsstraße schimmerten die ersten Lichter von Lauder. Obwohl sie nahe waren, wirkten sie beinahe wie unerreichbare Sterne. Unerreichbar weit entfernt schien den Sinclairs auch fremde Hilfe zu sein.

Unter den Füßen knirschten die kleinen Steine, als sich Horace dem Auto näherte. Seine Frau hatte bereits die hintere Tür geöffnet und war damit beschäftigt, den Koffer einzuladen. Als er auf dem Rücksitz lag, wollte sie die Tür wieder schließen, aber Horace hielt sie fest. »Warte noch«, sagte er.

»Warum?« Sie trat zur Seite.

Sinclair legte das eine Gewehr neben den Koffer. »Deshalb.«

»Und was ist mit der zweiten Waffe?«

»Die nehme ich mit nach vorn.«

Mary schwieg. Sie schaute ihren Mann dabei an. Er sah ihr Gesicht, weil die Innenbeleuchtung noch brannte, ziemlich deutlich, und ihm fiel der besorgte Ausdruck darin auf.

»Was hast du denn?«

»Du rechnest damit, daß es noch nicht vorbei ist, wie?«

Er nickte. »Stimmt, deshalb möchte ich ein Gewehr vorn bei mir haben.«

Mary dachte praktisch, als sie fragte: »Kannst du denn schießen, wenn du fährst?«

»Weiß ich nicht.« Er schaute seine Frau so durchdringend an, daß sie schon merkte, was er wollte. »Willst du fragen, ob ich mit einem Gewehr umgehen kann?«

»Kannst du es denn?«

»Im Prinzip nicht oder nicht besonders gut, das weißt du. Ich habe mich dafür nie interessiert, aber in extremen Situationen sieht es wohl anders aus. Dann kann der Mensch über sich hinauswachsen.«

Sie nickte ihm zu, »Wir machen es so wie immer. Du fährst, und ich halte die Augen auf.«

»Danke, Mary. Dann steig jetzt ein, bitte.« Er öffnete die Tür auf der Beifahrerseite, um seine Frau einsteigen zu lassen. Horace selbst wartete noch. Wieder suchte er die Umgebung ab, denn sein Mißtrauen hatte sich noch nicht gelegt.

Nein, da leuchtete kein Auge. Es war einfach nur ruhig, beinahe schon zu ruhig.

Er kletterte in den Range Rover und setzte sich hinter das Steuer.

Das Gewehr stellte er zwischen sich und seine Frau. Mary bedachte die Waffe mit einem mißtrauischen Blick, hielt sich allerdings mit einem Kommentar zurück.

»Hast du nicht auch ein bedrückendes Gefühl, Horace?«

»Klar. Irgendwo schon.«

»Eigentlich hätten wir uns ja sicher fühlen müssen. Aber das ist nicht der Fall. Ich fühle mich nicht sicher, auch wenn wir jetzt verschwinden. Ich habe eher den Eindruck, als könnte noch etwas passieren.«

»Soll ich dir etwas sagen?«

»Tu das.«
»Denk nicht daran. Oder versuche zumindest, nicht daran zu denken. Alles andere geht dann wie von selbst.«
»Kannst du es denn?«
»Keine Ahnung.«
Mary streichelte über den Waffenlauf. »Ich wünsche mir, daß wir das Gewehr nicht einzusetzen brauchen. Alles andere ist mir dann egal. Ich fahre auch mit dir durch bis Edinburgh, denn ich möchte einen sicheren Platz finden, auch wenn er meilenweit entfernt ist.«
Sie schlug für einen Moment die Hände gegen ihr Gesicht, und Horace preßte die Lippen zusammen. Er verstand die Gefühle seiner Frau sehr wohl, denn ihn quälten die gleichen. Sie waren hier in einen Kreislauf hineingeraten, aus dem sie so leicht nicht entwischen konnten.
Sinclair startete. Der Motor war kalt geworden. Er orgelte einige Male, dann kam er doch. Schon bald strahlten die Scheinwerfer auf, und ihr Licht zerriß die Dunkelheit.
Dann fuhr er an.
Mary drehte sich auf dem Sitz. Sie schaute noch einmal zurück zu ihrem Haus. Es kam ihr vor, als würde ihr die Außenleuchte einen Abschiedsgruß zuschicken. Wieder spürte sie den Kloß und hatte Mühe, die Tränen zu unterdrücken.
Sie fuhr an. Die Stille blieb. Unter den Reifen knirschte es beim Anfahren. An diesem Abend jedoch nahmen es beide überdeutlich wahr. Sie sprachen nicht darüber. Sie gaben sich nur ihren Gefühlen hin. Beiden mußte es so vorkommen, als rollten sie durch eine Welt aus Glas.
Der helle Schein schwenkte, als Sinclair den Wagen nach rechts zog, um auf den Weg zu gelangen, der in den Ort hinunterführte.
Sie würden Lauder hinter sich lassen und nach Norden fahren, der Küste und der großen Stadt Edinburgh entgegen.
Sinclair schaute sich aufmerksam um, während der Range Rover im Schrittempo dahinrollte.
Längst lag das helle Licht hinter ihnen. Es war wirklich sehr dunkel geworden in dieser Nacht, und so glich diese Fahrt einer Reise durch den Tunnel.
Die beiden sprachen nicht miteinander, weil Worte sie nur ablenkten. Sie schauten starr nach vorn, wo das jetzt eingeschaltete Fernlicht eine noch größere Lücke riß.
In der Umgebung bewegte sich nichts. Der Wind war eingeschlafen. Es trieben auch keine Nebelschleier durch die Gegend, aber der Himmel lag nicht blank über ihnen. Er war von einer dichten Wolkenschicht bedeckt.
»Wenn wir in Edinburgh sind, werde ich versuchen, John zu

erreichen«, sagte Horace F. und nickte dabei.
»Wir hätten es vor der Abfahrt tun sollen.«
»Ja, ich weiß, aber ich war zu durcheinander. Ich wüßte auch nicht, wie John uns helfen sollte.«
»Das weißt du später auch nicht.«
»Richtig, Mary, aber da habe ich mehr das Gefühl, in Sicherheit zu sein, wenn du verstehst.«
»Klar, irgendwie schon.«
Sie hatten das Ende der Straße erreicht. Der steinige Bodenbelag wurde von einer glatten, etwas feucht schimmernden Asphaltdecke abgelöst.
Sinclair dachte daran, wie oft er diesen Weg schon gefahren war, aber selten so langsam wie in dieser Nacht. Sie kamen sich vor wie Fremde, denn seine Frau mußte die ähnlichen Gefühle haben. Auch sie schaute an der Einmündung nach rechts und links. Dann nickte sie und sagte: »Es ist frei, du kannst fahren.«
»Gut.«
»Welchen Weg willst du nehmen?«
»Wir fahren am Ortskern vorbei. Hinter dem Friedhof erreichen wir die Straße nach Edinburgh.«
Mary räusperte sich. »Am Friedhof fahren wir vorbei?«
»Ja. Warum nicht? Hast du Angst?«
Sie lächelte verbissen. »Nein, das wohl nicht, denn Tote können uns nichts tun. Es sind keine Schatten mit kalten Totenaugen.«
»Eben.«
»Trotzdem finde ich es nicht gerade angenehm, dort entlangzufahren.«
»Entscheide dich, Mary. Sollen wir den normalen Weg nehmen und durch Lauder fahren?«
»Nein, nein, ist schon gut. Es war nur ein Gedanke. Du weißt selbst, daß wir kaum normal reagieren.«
Sinclair schwieg. Er konzentrierte sich auf das Fahren. Er wußte auch, daß er gleich nach rechts abbiegen mußte. Dort führte die schmale Straße auf den Friedhof zu.
Bisher war ihnen kein Wagen entgegengekommen. Es hatte sie auch niemand überholt. Sie befanden sich allein auf weiter Flur, und auf der schmalen Friedhofsstraße würde sich erst recht niemand aufhalten. Davon gingen sie aus.
Sie bogen ab. Der Wagen holperte über eine schmale Querrinne hinweg. Fernlicht riß die Schwärze auf.
Bisher war nichts passiert. Beide konnten nur hoffen, daß es so blieb und sich das Grauen auf ihr Haus konzentriert hatte.
Ein Irrtum, wie sie sehr bald feststellen mußten. Vielleicht war es aber auch nur ein Zufall, daß das Auge auf einmal da war. Ganz in der

Nähe.

Horace entdeckte es durch einen Blick in den Innenspiegel. Genau in der Mitte zeichnete sich der kalte Kreis ab. Dieser Anblick trieb ihm das Blut in die Stirn, erschreckte ihn aber gleichzeitig so, daß er den Motor abwürgte. Er und seine Frau wurden durchgeschüttelt, bis das Auto endlich stand.

Sinclair atmete tief aus. Plötzlich lag wieder der kalte Schweiß auf seiner Stirn.

»Was ist?« fragte Mary.

Sinclair atmete durch. Er schaute wieder in den Innenspiegel. Da war nichts zu sehen.

Mary hatte seinen Blick bemerkt.

»He, was war denn? Warum fährst du nicht weiter?«

Er hob die Schultern. »Da ist was gewesen, glaube ich. Aber jetzt ist es weg.«

»Wo?«

Sinclair schluckte. »Im Spiegel«, flüsterte er. »Im Innenspiegel habe ich es entdeckt.«

Seine Frau schaltete schnell. »Das Auge?«

»Ja, ich glaube schon.«

Mary schloß für einen Moment die Augen. »Ich habe nichts gesehen, Horace, aber wenn du das sagst, dann…«

»Es war da.«

»Und jetzt?«

Starr schaute er nach vorn, ebenso ängstlich wie Mary. Er hatte sich gewünscht, daß sich die Augen oder das Auge auf das Haus konzentrierte, aber er hatte Lehrgeld zahlen müssen. Dieses unheimliche Ding verfolgte sie auch weiterhin, und jetzt fragte er sich, wie sie es wieder loswerden konnten.

Sie hatten zwischen der Straße und der Friedhofsmauer angehalten. Der Friedhof lag etwas erhöht. Auf ihm wuchsen Bäume und altes Buschwerk. Zusammen mit den Gräbern war er eine Welt für sich.

Horace konnte sich vorstellen, daß das Erscheinen dieses Auges auch etwas mit dem Friedhof zu tun hatte, deshalb fürchtete er sich vor ihm. Tote ruhen normalerweise in der Erde, aber hier war es anders. Hier hatten sie ihre Seelen verloren, und die eine Seele konzentrierte sich eben auf das helle Auge.

»Was denkst du, Horace?«

Er winkte ab. »Nichts, Mary, gar nichts. Ich habe einfach nur Quatsch gedacht, weil ich nicht mehr weiter weiß. Kann sein, daß ich mich auch geirrt habe.«

»Da glaube ich nicht. Aber wir müssen uns entscheiden. Wir können doch nicht die ganze Nacht hier stehenbleiben.«

»Sicher, ich weiß.«

»Komm, laß uns fahren.« Sie senkte den Kopf und murmelte:
»Wobei ich mich frage, ob wir alles richtig gemacht haben. Mit dem Packen und so. Das Haus verlassen. Ich weiß es nicht. Sie finden uns ja wirklich überall.«
Horace F. umfaßte den Zündschlüssel. »Wir müssen uns entscheiden, Mary. Sollen wir weiterfahren oder…?«
»Was willst du denn hier?«
»Nachschauen.«
»Was? Du willst aussteigen?«
Er nickte. »Ich nehme das Gewehr mit. Ich sehe mich mal in der Umgebung um.«
»Und das Auge?«
Sinclair hatte bereits nach dem Gewehr gegriffen. »Das wird sich versteckt halten, Mary. Ich hoffe aber, daß ich es finde. Ich muß es einfach wissen.«
»Du willst schießen, nicht?«
Er drückte schon die Tür auf. »Im Notfall ja. Ich werde auf das Auge zielen. Du kannst dich auf mich verlassen.«
Mary Sinclair wußte, wann es keinen Sinn mehr hatte, ihren Mann stoppen zu wollen. Wenn er sich einmal etwas in den Kopf gesetzt hatte, führte er seinen Plan immer durch. Sie selbst hatte den unheimlichen Verfolger zwar nicht gesehen, aber sie war davon überzeugt, daß sich ihr Mann nicht geirrt hatte.
Er stieg aus. Die Tür drückte er behutsam zu. Mary blieb im Wagen. Starr und angeschnallt saß sie auf ihrem Sitz. Und sie fühlte sich alles andere als wohl.
Horace war neben dem Wagen stehengeblieben. Das Gewehr hielt er schußbereit. Er schaute sich um und versuchte, etwas in der Dunkelheit zu erkennen.
Er sah nichts, was ihn hatte aus der Ruhe bringen können. Es war alles normal, auch wenn er diese Nacht als sehr dunkel empfand.
Aber das konnte immer mal passieren.
Horace F. Sinclair hütete sich davor, ins Scheinwerferlicht zu geraten. Er blieb stets außerhalb, als er den Geländewagen umging. Seine Schritte setzte er langsam, und er suchte die Umgebung rechts und links des Fahrzeugs ab.
Dort war nichts. Nur die Stille. Nicht mal der Wind bewegte irgendwelche Zweige, und vom Friedhof her drang auch kein Laut an seine Ohren.
Er befürchtete inzwischen, sich geirrt zu haben, daß dieses verfluchte Auge bereits zu einem Trauma geworden war, daß er Gespenster sah, die aber nur dann zum Vorschein kamen, wenn sie es wollten. Auf der Beifahrerseite blieb er stehen. Die Mündung des Gewehrs wies nach vorn, ohne jedoch auf ein Ziel gerichtet zu sein, und Sinclair drehte

sich um, als er das Klopfen hörte.
Seine Frau hatte ihm dieses Zeichen gegeben. Sie saß auf dem Beifahrersitz und ließ jetzt die Scheibe nach unten gleiten, gegen die sie geklopft hatte.
»Bitte, Horace, es hat doch keinen Sinn. Laß uns weiterfahren. Je eher um so besser.«
»Gleich, Mary, gleich.«
»Was siehst du denn?«
Er hob die Schultern.
»Dann steig doch endlich ein!«
Auch Sinclair hatte sich entschlossen. Es war wirklich nichts zu sehen gewesen, und so hatte es keinen Sinn, wenn sie hier länger parkten. Er kletterte wieder in den Wagen zurück und zerrte die Tür hinter sich zu. Er stellte das Gewehr wieder an seinen alten Platz zurück, dann schnallte er sich an.
Mary strich ihm dabei über den Arm. »Wir schaffen es«, sagte sie und nickte ihm zu. »Wir schaffen es, darauf kannst du dich verlassen. Du brauchst keine Angst zu haben.«
Sinclair nahm es mit Humor. »Solange du bei mir bist, habe ich die auch nicht.«
»Eben, dann komm.«
Sinclair startete den Motor. Er legte den Gang ein; der Wagen rollte an. Schon nach wenigen Sekunden war die Friedhofsmauer besser zu sehen. Das Licht strich in einer Kurve über sie hinweg.
Mary Sinclair schaute mit leerem Blick durch die Scheibe. »Ich hoffe nur, daß wir bis Edinburgh Ruhe haben«, flüsterte sie, »und ich hoffe weiter, daß das alles nur ein verdammter Alptraum ist, der sich nicht mehr wiederholt.«
Horace F. schwieg. Er sah verbissen aus. Er wollte auch nicht mehr über die Augen sprechen, aber seine innere Stimme sagte ihm, daß es nicht vorbei war. Daß die Augen ihn auch weiterhin unter Kontrolle halten würden, und er wollte auch wissen, woher sie kamen.
Eine Erklärung jedenfalls hatte er nicht dafür.
Dann fuhr er weiter. Schneller jetzt. Er wollte so schnell wie möglich aus der Nähe des Friedhofs verschwinden, den er plötzlich mit anderen Augen betrachtete.
Der Wagen nahm Tempo auf. Trotz der glatten Straße wollte Sinclair nicht langsamer fahren. Hier oben lagen die Temperaturen um den Nullpunkt herum. Es konnte also zu Rutschfallen kommen. Disziplinierte Fahrweise war angesagt.
Immer häufiger schaute er jetzt in den Innenspiegel. Kein Auge malte sich dort ab. Er konnte seinen Weg fortsetzen und wurde auch in den folgenden Sekunden nicht gestört.
Mary war unruhiger geworden. Auch sie schaute sich jetzt öfter um.

Ihre Hände wanderten nervös über die Oberschenkel. Mehrmals setzte sie zum Sprechen an, ohne letztendlich etwas zu sagen.

Obwohl sie die Gegend kannten, kamen sie sich fremd vor und natürlich auch allein. Aber wen hätten sie um Hilfe bitten können?

Der Boden wurde jetzt unebener. Die Kälte des Winters hatte ihn aufgerissen. Man nannte das Frostschäden.

Sinclair dachte daran, als der Wagen ungewöhnlich stark schaukelte. Horace wunderte sich, daß er an so etwas noch denken konnte. Ein Zeichen, daß sein Kopf wieder etwas freier wurde.

Nun konnte er wieder schneller fahren. Der Eingang würde bald erscheinen, und dann zeichneten sich auch die Umrisse der Leichenhalle und der kleinen Kapelle ab.

Genau dort lauerten sie.

Beide Sinclairs sahen die Augen.

Beide schrien auf.

Die Augen zeichneten sich in der Dunkelheit ab. Sie standen in der Luft, als wären sie dort hineingemalt worden.

Alles ging so schnell, daß Sinclair genau das Falsche tat. Er fuhr nicht mehr normal weiter, sondern riß das Lenkrad nach rechts, weil ihn ein dicht vor der Scheibe erscheinendes Auge blendete und auch irritierte.

»Was machst du, Horace?«

Sinclair hörte anschließend den Schrei seiner Frau. Panik peitschte in ihm hoch, und wieder tat er das Falsche, vielleicht auch deshalb, weil die Augen anfingen zu tanzen. Sie kreisten, sie huschten nach links und nach rechts, das alles geschah innerhalb weniger Sekunden, und Sinclair verlor den Überblick.

»Neiiinnn!« Marys Schrei ging in einem lauten Krachen und Knirschen unter.

Horace F. hatte es nicht mehr geschafft, den Wagen zur Seite zu fahren oder damit den Eingangsbereich des Friedhofs zu verlassen.

Deshalb hatte er den Wagen voll gegen die Mauer gefahren. Auch er schrie, was aber von den anderen Geräuschen überlagert wurde.

Dann ging Glas zu Bruch. Die Zeit schien plötzlich stehengeblieben zu sein. Alles war anders geworden, aber eines war geblieben.

Um den Wagen herum tanzten die verdammten Augen. Sie führten einen irren Reigen vor. Sie drehten sich, sie zogen sich wieder zurück, und zumindest Horace F. erlebte dies wie zeitverzögert.

Sein Körper wurde durchgeschüttelte. Der Gurt hielt ihn zwar, dann aber traf etwas seinen Kopf.

Schlagartig verlosch das Licht.

Wie zwei Puppen hingen die alten Menschen in den Gurten…

***

Bis Toulouse hatte ich es geschafft, dann war die Müdigkeit einfach

zu groß geworden. Zudem war ich sehr schnell gefahren, und ich war auch noch immer von den Ereignissen der nahen Vergangenheit aufgeputscht gewesen, so daß mir das Autofahren keine Mühe bereitet hatte. Dann aber war es um mich geschehen. Schlagartig hätte ich einschlafen können, und ich war froh gewesen, einen Rastplatz zu erreichen, wo ich mich erholen konnte.

Ich stellte den Sitz in eine andere Position, lehnte mich zurück und schloß die Augen.

Sofort war ich eingeschlafen.

Es war ein Schlaf, der hatte sein müssen, mein Körper hatte ihn gefordert. Deshalb war der Schlaf auch so tief. Kein langer, aber ein sehr intensiver und erholsamer Schlaf. Als ich erwachte, die Augen aufgeschlagen hatte und mich umschaute, sah ich zunächst einmal nichts. Ich merkte nur, daß es ziemlich kühl im Wagen war. Deshalb fror ich auch so.

Ich stöhnte auf. Durch das nicht eben bequeme Liegen waren meine Muskeln verkrampft, und sie schmerzten auch, als ich mühsam in die Höhe kam.

Ich blieb sitzen, schüttelte den Kopf, fuhr mit beiden Händen durch mein Gesicht, schaute mich dabei um und dachte darüber nach, wo ich mich befand.

Erst allmählich fiel es mir ein. Ich sah auch das Schwert auf dem Beifahrersitz liegen. Seine Spitze verschwand in der Dunkelheit des Fußtunnels. Ansonsten schimmerte der schmale Goldreifen in der Mitte in einem fast weichen Licht.

Die Erinnerung war wieder zurückgekehrt, und ich gestand mir selbst ein, daß es mir auf keinen Fall besserging. Ich hatte Durst, auch Hunger, und ich parkte weiterhin in der Einsamkeit.

Obgleich es dunkel und auch kühl war, blieb ich nicht länger im Auto sitzen. Ich wollte mich bewegen, um die Steifheit aus meinen Gliedern zu vertreiben.

Draußen wehte ein kalter Wind. Auf dem Rastplatz stand ich nach wie vor allein. Wenn ich in Richtung Süden schaute, sah ich einen helleren Schimmer unter dem Himmel. Dort malte sich der Widerschein ab, den die große Stadt Toulouse ausstrahlte. Es war fast vier Uhr am Morgen. Bis Alet-les-Bains hatte ich noch eine ziemliche Strecke zu fahren. Die Straßen ließen höhere Geschwindigkeiten jedoch nicht zu.

Den Namen Alet-les-Bains verband ich natürlich mit meinen Templer-Freunden. Vor allen Dingen mit dem Anführer Abbé Bloch.

Er würde Augen machen, wenn ich plötzlich bei ihm auftauchte. So überlegte ich, ob es nicht besser war, wenn ich ihn zuvor anrief, auch um diese frühmorgendliche Zeit.

Nach einer kurzen Gymnastik fühlte ich mich besser, obwohl Hunger

und Durst geblieben waren, das aber ließ sich ertragen. Das Handy steckte noch in meiner Jackentasche. Ich holte es hervor, blieb am Wagen stehen und wählte die Nummer des Templersitzes.

Die meisten schliefen natürlich, aber einer hielt stets Wache, denn die Templer hatten Feinde. Schon oft genug hatten sie sich in dem kleinen Ort gezeigt.

Es dauerte eine Weile, bis die Verbindung aufgebaut war. Dann meldete sich eine neutral klingende Männerstimme und fragte:

»Wer spricht dort, bitte?«

Ich nannte meinen Namen.

»Oh, Monsieur Sinclair.«

»Ich weiß, daß es sehr früh ist, aber wäre es trotzdem möglich, den Abbé zu sprechen?«

»Ich werde Sie verbinden.«

»Aber er wird schlafen und…«

»Das weiß man nicht. Im Vertrauen, Monsieur Sinclair, der Abbé ist sehr unruhig gewesen, als hätte er Ihren Anruf erwartet. Er ahnte wohl, daß die Nacht noch kürzer sein würde.«

»Da hatte er recht.«

»Einen Moment noch – ja?«

»Gut, ich warte.«

Schon bald vernahm ich die vertraute und auch frisch klingende Stimme des Templer-Führers. »Ich grüße dich, John, und ich habe deinen Anruf schon erwartet. Ob du es glaubst oder nicht.«

»Doch, ich glaube dir. Schließlich habe ich dir meinen Ausflug zu verdanken.«

»Ja, das ist wohl richtig. Ich nehme an, daß du zu uns willst.«

»Stimmt.«

»Wo bist du?«

Ich erklärte es ihm.

»Dann zögere nicht länger und komm.«

Mit dieser Aufforderung hatte ich zwar gerechnet, wollte sie aber nicht kommentarlos hinnehmen und sagte mit leiser Stimme: »Was ist überhaupt geschehen, Abbé? Ich bin hier in eine Sache hineingeraten, bei der mir der Durchblick fehlt. Ich weiß nicht mal die Hälfte. Du kennst mich. So etwas macht neugierig. Außerdem habe ich ein Schwert bekommen. Eine Waffe, die einmal König Salomo gehört hat. Angeblich, denn genau weiß ich es nicht.«

»Das wird sich alles klären, wenn du bei uns bist.«

»Alles?« fragte ich.

Ich hörte ihn tief einatmen. »Nein, nicht alles, aber du wirst deinen Weg gehen müssen. Es ist einfach die große Chance, an die Lade heranzukommen.«

»Durch mich?« Ich lachte über mich selbst. »Das habe ich schon

einmal versucht. Gelungen ist es mir nicht.«

»Diesmal sind die Verhältnisse anders, John. Wir sollten nicht mehr länger reden.«

Ich räusperte mich. »Ja, es ist okay. Machen wir es so. Ich habe auch etwas geschlafen und fühle mich wieder besser.«

»Das ist sehr vernünftig, John. Auf dich wartet dann ein gutes Frühstück.«

»Danke, Abbé. Wenigstens ein Lichtblick in dieser trostlosen Zeit. Bis nachher dann.« Ich schaltete das Gerät wieder ab und steckte es ein.

Es ging mir innerlich wieder besser, als ich in den Leihwagen kletterte. Automatisch war mein Blick dabei über das Schwert gestreift, und ich fragte mich, was es mir bringen würde. Eigentlich gab es nur zwei Alternativen. Entweder den Sieg oder den Tod!

***

Etwas schlug immer wieder gegen Horace F. Sinclairs linke Stirnseite. Ein kleiner Hammer mit einer scharfen Spitze oder was immer es auch sein mochte. Nicht so schlimm, nicht tragisch im Normalfall, aber Sinclair empfand es schon als störend, und er wollte sich auch dagegen anstemmen.

Es war ihm unmöglich. Der kleine Quälgeist blieb in seinem Gehirn. Er malträtierte ihn stark, und dieses Gefühl überwog die Mattheit, die ihn ebenfalls überkommen hatte, denn er hätte sich am liebsten wieder in die Bewußtlosigkeit zurückgezogen, um allem anderen zu entgehen. Nur nicht diese hämmernden Stiche im Kopf, nicht diese verdammte Qual; wegtreten, wieder hineinsinken in das Dunkel und an nichts anderes mehr denken müssen.

Sinclair kam nicht dagegen an. Die andere Seite war stärker. Er merkte auch, wie sich aus seiner Wunde etwas löste. Es war zwar flüssig, zugleich aber auch klebrig. Er wußte, was da an seiner linken Seite entlangrann, aber er wollte es nicht wahrhaben. Hinzu kam noch eine andere Behinderung.

In seinen Beinen und in seiner Brust schmerzte es ebenfalls. Als wäre dort etwas eingedrückt.

Sinclair stöhnte. Noch immer umgab ihn der Tunnel aus einer grauschwarzen Farbe, aber das Dunkle war allmählich dabei zu verschwinden. Es gelang ihm, die Umgebung besser zu erkennen, und er merkte jetzt auch die kalte Luft, die ihm ins Gesicht floß.

Sinclair öffnete die Augen weit.

Es war dunkel um ihn herum. Allerdings anders als noch vor wenigen Sekunden, denn diese Dunkelheit war normal, die Finsternis der Nacht, und sie brachte ihn auch wieder auf eine Idee. Zugleich mit ihr kehrte die Erinnerung zurück.

Der Horror im Haus, die Flucht, das Auge im Innenspiegel, dann die

anderen Augen außerhalb des Autos und die plötzliche Angst vor einem schnellen Ende.

In seinen Ohren wiederholte sich das Krachen. Häßliche Geräusche, die entstanden waren, als der Wagen frontal gegen die Mauer des Friedhofs geprallt war.

Da standen sie noch immer.

Sie? – Horace fiel seine Frau Mary ein. An sie hatte er nicht mehr gedacht, weil er einfach zu stark mit sich selbst beschäftigt gewesen war. Nun aber kam alles zusammen, und eine neue Welle überflutete den Mann.

Es war die Furcht um Mary.

Ich muß mich bewegen! hämmerte es in seinem Kopf. Ich muß es einfach. Jedes Wort empfand er wie ein Paukenschlag, und schließlich gelang es ihm, sich auf die linke Seite zu wälzen, jedenfalls ein wenig.

Er sah Mary!

Plötzlich war sein eigenes Schicksal vergessen, denn seine Frau hing schrecklich bleich in ihrem Sitz. Der Gurt hatte sie gehalten, aber durch die Aufprallkräfte war sie zur Seite gedrückt worden und lehnte an der Türseite. Nur das Gewehr stand noch dort, wo es seinen Platz gehabt hatte, als wäre es der einzige Gegenstand, auf den sich Sinclair verlassen konnte.

Er konnte seinen Blick nicht von Mary lösen. Sie bewegte sich nicht, und es war auch nicht zu hören, daß sie atmete. Die Furcht drängte sich noch stärker in ihm hoch. Sein Herz klopfte schneller, und er verlor den Überblick.

»Mary…?«

Keine Antwort.

Sinclair atmete tief ein. Er bewegte seine Hände fahrig, denn er wollte etwas unternehmen. Nur wußte er nicht, wie das gelingen sollte, weil er sich noch zu schwach fühlte.

Der Gurt hielt ihn fest. Um sich um Mary kümmern zu können, brauchte er Bewegungsfreiheit und mußte ihn erst lösen. Eine simple Sache – normalerweise, aber Horace F. Sinclair hatte schon zu kämpfen. Er mußte zweimal drücken, dann huschte der Gurt an ihm vorbei und gab den Körper frei.

Sinclair wartete. Er atmete schwer. Die Schmerzen blieben, und es quoll wieder Blut aus der Wunde. Feucht und warm sickerte es über sein Gesicht in Richtung Mund. Mit dem Handrücken wischte Sinclair es weg.

In seiner Brust tat ihm ebenfalls etwas weh, als er sich nach links bewegte. Irgend etwas war mit seinen Rippen passiert. Er dachte daran, daß der Aufprall verdammt hart gewesen sein mußte. Dabei war er nicht mal so schnell gefahren. Zum Schluß mußte er aber noch versehentlich auf das Gaspedal gedrückt haben, ohne es zu merken,

und der Wagen hatte dann noch einmal Fahrt bekommen.

Von der Frontpartie des Wagens war nicht viel übriggeblieben.

Die Wucht des Aufpralls hatte sie zusammengedrückt wie eine Ziehharmonika. Totalschaden. Vieles war verbogen oder geknackt, die Frontscheibe herausgeflogen.

Ich bin unwichtig! hämmerte er sich ein. Es ist verrückt, aber um mich brauche ich mich nicht zu kümmern. Ich will, daß Mary – soll was sagen.

Er streckte den rechten Arm aus. Mit dem linken stützte er sich ab.

In der Dunkelheit verfolgte er seine Hand, die sich dem Gesicht der Frau näherte.

Mit den Fingerkuppen fuhr er über die Haut, die gar nicht mehr so warm war. Er verglich sie sogar mit der einer Toten, und dieser Gedanke erschreckte ihn so sehr, daß er ihren Namen automatisch aussprach.

Mary rührte sich nicht.

»Verdammt!« keuchte er. »Tu mir einen Gefallen – sag was!«

Mary hörte und sagte nichts.

Horace F. Sinclair geriet in Panik. Kann sie mich nicht mehr hören? fragte er sich. Ist es ihr nicht möglich? Ist sie vielleicht tot?

Der Gedanke daran kam ihm automatisch, aber er wollte ihn nicht weiter denken. Noch hatte er sie nicht richtig angefaßt und nicht mal nach dem Herz- oder Pulsschlag gefühlt. Erst wenn er da nichts mehr spürte, würde er die traurige Gewißheit bekommen.

Auf seinen eigenen Zustand achtete Sinclair nicht. Er war so voller Sorge um seine Frau, daß sein eigener Zustand für ihn in Vergessenheit geraten war.

Marys rechter Arm hing so günstig nach unten, daß er ihn bequem erreichen konnte. Er faßte die Hand an. Für ihn war sie in diesem Augenblick nur mehr ein totes Stück. Ein wenig mußte er sie noch höher heben, um den Puls, fühlen zu können.

Der war nicht mehr festzustellen!

Schreie tobten in seinem Kopf. Die Panik ließ ihn zittern. Er traute sich selbst nicht mehr. Sie durfte nicht tot sein. Doch nicht von diesem Anprall. Außerdem zeigten sich in ihrem Gesicht keinen Spuren. Sie blutete nicht. Es war nur bleich.

Beruhigen konnte sich Horace F. nicht, aber er schaffte es, ruhiger zu werden, und er unternahm einen zweiten Anlauf, auch, um endgültig sicher zu sein.

Wieder hob er die Hand an. Er fühlte nach dem Pulsschlag und war nun ruhiger geworden.

Konzentration.

Gedanken ausschalten.

Selbst den eigenen Atem zurückhalten. Was ihm allerdings besonders

schwerfiel.
Es gab nichts mehr auf der Welt als seine Frau. Er hielt ihre Hand.
Schlug das Herz?
»Ja!«
Auch diesmal hätte er beinahe geirrt. In seinem Kopf rasten die Gedanken. Er war wieder völlig durcheinander, aber er hatte sich jetzt vergewissern können.
Mary lebte!
Er hielt die Hand seiner Frau fest, als wollte er sie niemals wieder loslassen. Überschäumende Freude sorgte bei Sinclair für Herzklopfen. Hin und wieder sah er die Umgebung nur verschwommen, als hätte sich ein dünner Vorhang vor seine Augen gelegt. Obwohl er auf dem Sitz saß, fühlte er sich wie auf den Planken eines schwankenden Schiffs. Horace hatte die Pulsschläge nicht gezählt, dafür war er zu aufgeregt. Er hätte sich bestimmt verzählt. Mary lag nur in einer tiefen Bewußtlosigkeit. Sie hatte es aber stärker erwischt als ihn.
Er strich durch ihr Gesicht. Er sprach mit ihr und versuchte ihr zu erklären, daß alles wieder gut werden würde. Nur war sie nicht in der Lage, ihn zu hören. Das Wissen allerdings, daß Mary lebte, ließ ihn seinen eigenen Zustand vergessen.
Er drückte sich wieder zurück auf den Sitz. Nachdenken, auch wenn die Schmerzen noch immer durch seinen Kopf zuckten und sich die Brust an einigen Stellen wie eingeschnürt anfühlte. Er mußte etwas unternehmen, denn er wußte genau, daß sie hier nicht immer und ewig im Wagen blieben konnten.
Nach einer Weile hatte er einen Plan gefaßt. Aussteigen, um den Wagen herumgehen, die Tür an Marys Seite öffnen, den Gurt lösen und zusehen, daß sie wieder aus ihrem Zustand erwachte. Er wollte auf keinen Fall fortgehen, dann hätte er seine Frau allein lassen müssen. Das brachte er nicht fertig.
Viel besser ging es ihm nicht, aber er fühlte sich wieder gut genug, um aus dem Wagen zu steigen.
Es war trotzdem eine verdammte Quälerei. Jede Bewegung entfachte ein neues Brennen in seinem Innern. In der Brust preßte sich wieder etwas zusammen, und er hatte Schwierigkeiten mit der Atmung. Er stieg auch nicht normal aus dem Fahrzeug. Es sah aus wie eine akrobatische Übung. Endlich stand er mit beiden Beinen auf dem Boden. Die Hände noch um die Sitzkante gekrallt, das Gesicht verzogen, gegen Schwäche und Schmerzen ankämpfend.
Es ging ihm besser, wenn er ruhig war. Aber er mußte weiter und setzte sich in Bewegung, wobei er nicht normal lief, sondern tappend und marionettenhaft langsam. Er hielt sich dabei an der Karosserie fest.
Dem Heck war nichts passiert. Es stand nur etwas erhöht, weil der

Weg nach vorn leicht abschüssig war. Im Dunkeln glänzte der Lack wie frisch gestrichen. Mit den Handflächen streifte er an der Außenhaut entlang. Vom Friedhof her wehte ihm der typische Geruch entgegen. Er mochte ihn nicht, denn es roch immer nach verfaulten Blumen. Er konnte sich auch vorstellen, daß aus dem Boden der Geruch der verwesenden Leichen drang, um sich mit dem anderen zu mischen.

Die Nähe des Friedhofs wäre der perfekte Platz zum Sterben gewesen.

Das hatten die unbekannten Geschöpfe auch sicherlich vorgehabt, aber sie hatten es nicht geschafft.

»Wir leben beide«, flüsterte Sinclair, als er an der Beifahrertür stehenblieb. Sie war durch den Unfall verzogen worden. Er hoffte nur, daß er es auch schaffte, sie zu öffnen.

Bevor Horace F. Sinclair sich daranmachte, die Tür zu öffnen, warf er zunächst einen Blick durch die Scheibe in das Innere. Es war dunkel, aber nicht so dunkel, als daß er seine Frau nicht erkannt hätte.

Auch jetzt saß sie in ihrer alten Haltung, aber sie bewegte sich.

Schwach, sehr schwach nur, aber immerhin. Sie zwinkerte mit den Augen. Das Leben kehrte in sie zurück, und ihr Mann freute sich, daß er keine Bewußtlose aus dem Wagen ziehen mußte. Er klopfte gegen die Scheibe.

Mary mußte es hören, aber sie reagierte nicht.

»Ich hole dich, Mary!« hörte sich Sinclair rauh flüstern. »Keine Angst, das packen wir.« Er hatte schon die Arme angehoben und die Hände um den Türgriff gelegt. Von innen war die Tür zum Glück nicht verriegelt, er würde sie öffnen können, falls sie nicht zu stark verzogen war.

Horace F. Sinclair setzte all seine Kraft ein. Er hörte sich selbst keuchen, als er sich nach hinten drückte und die Füße dabei gegen den Boden stemmte.

Seine Hände rutschen ab. Die Tür hatte sich kaum bewegt. Mit dem plötzlichen Abrutschen war sein erster Versuch gescheitert, denn Sinclair konnte sich selbst nicht mehr halten. Er verlor das Gleichgewicht und landete hart auf dem Boden.

Durch seinen Körper schossen Blitze. Wilde Schmerzen, die bis in den Kopf hineinrasten und unter der Schädeldecke ein regelrechtes Feuerwerk abbrannten.

Der Mann verlor die Übersicht. Aus dem Dunkel der Nacht lösten sich die Schatten, umkreisten ihn, kamen näher und näher, wurden immer dichter, aber sie rissen ihn nicht mehr hinein in die Tiefe der Bewußtlosigkeit.

Er saß auf dem Boden, atmete tief durch. Der Schwindel ließ ihn alles nur verschwommen erkennen. Es würde Zeit vergehen, bis er

sich wieder erholt hatte.
Stöhnend blieb der Mann sitzen, der jetzt schon sein Alter spürte.
Er schwankte noch immer, der Nebel wollte nicht weichen, und es war ein verdammter Kampf gegen das erneute Abtauchen.
Sinclair wollte nicht aufgeben. Er hatte noch nie aufgegeben! Er wollte und würde weitermachen, das war er Mary und sich schuldig.
Sinclair wußte jetzt, was er besser machen mußte. Beim zweiten Versuch sollte es klappen. Er drückte sich nach rechts, streckte einen Arm aus und stemmte die rechte Hand gegen die feuchtkalte Erde.
So hatte er einen einigermaßen guten Halt. Wenn ich mich zusammenreiße, dann klappt es, dachte er und fügte flüsternd hinzu: »Ich hole dich raus, Mary, ich hole dich raus, darauf kannst du dich verlassen.« Wieder streckte Sinclair den Arm aus, um sich noch einmal abzustützen. Es war eine gute Haltung, und er glaubte auch, aufstehen zu können, aber das Schicksal macht ihm einen Strich durch die Rechnung. Oder vielmehr die Augen.
Plötzlich waren sie da.
Wie aus dem Nichts gekommen. Wie vom Himmel gefallen. Sinclair sah die Augen, die jetzt Paare bildeten, und er wollte es nicht glauben. Er schüttelte den Kopf, auch wenn es ihm schwerfiel. Er hoffte, daß dieser Spuk schnell vorbeigehen würde, das war nicht der Fall. Es war auch kein Spuk, sondern eine Tatsache, denn die verdammten Augen zogen sich nicht zurück.
Sie starrten ihn nicht nur an, sondern hatten ihn auch eingekreist.
Wohin er auch schaute, sie waren vorhanden.
Vor und hinter ihm, rechts und links. Kalte, runde Totenlichter in der Dunkelheit um den Friedhof herum.
Sinclair fing an zu zittern. Schreckliche Gedanken durchfuhren seinen Kopf. Kälte und Hitze wechselten sich ab wie bei einem Wechselbad. Er war nicht mal in der Lage zu schreien. Jemand schnürte sein Kehle zu. Der Mund stand offen, aber nur keuchende Laute drangen über seine Lippen.
Die runden Augenpaare glotzten ihn an. Sie bewegten sich auch nicht. Was sich plötzlich bewegte, war die Schwärze unter ihnen, die nichts mit der normalen Nacht zu tun hatte, sondern von ihr getrennt worden war.
Körper!
Ja, nicht nur Augen, sondern auch Leiber. Horace F. dachte an seine erste Begegnung mit dieser Gestalt. Da hatte er nicht nur die Augen gesehen, sondern auch einen dunklen Körper, der ihn an einen verbrannten Leib erinnert hatte.
So auch hier.
Sie kamen näher, und er hörte sie. Während sie sich plump bewegten, schabten gewisse Stellen an ihren Körpern übereinander,

und Horace hörte das leise Knistern. Er kannte das Geräusch. Es entstand auch, wenn Holzkohle gegen Holzkohle gerieben wurde, und wieder mußte er sich schütteln.

Man hatte ihn eingekreist. Er war wehrlos. Die Gewehre lagen im Wagen, er kam nicht an sie heran. Es war ihm auch nicht möglich, normal aufzustehen, um den Kreis dieser Wesen mit Gewalt zu durchbrechen. Er mußte einfach auf dem kalten Boden sitzen bleiben und sich dem Schicksal ergeben.

Genau in diesem Moment, als sich der Kreis des Todes noch enger zog, drehte Horace F. den Kopf und schaute gegen die Beifahrerseite des Range Rovers.

Dahinter sah er seine Frau.

Sie war aus der Bewußtlosigkeit erwacht, denn sie bewegte sich wieder. Er sah den Schatten ihres linken Profils, und sie drehte den Kopf.

Das Gesicht befand sich hinter der Scheibe. Ein bleichgelber Fleck, den irgend jemand gegen das Fenster geschleudert hatte.

Sinclairs Lippen zuckten. Er sah aus wie jemand, der etwas sagen wollte, aber er schaffte es nicht. Er konnte nur Blickkontakt mit seiner Frau aufnehmen, die auch ihn möglicherweise sah, denn sie zog sich nicht wieder zurück, sondern blieb direkt an der Scheibe. In Höhe des Mundes beschlug die Scheibe durch den Atem. Horace freute sich, als er sah, daß die Scheibe beschlug. Also atmete sein Frau.

»Ich komme, Mary. Du kannst dich auf mich verlassen. Ich komme, und ich hole dich raus. Wir haben uns immer aufeinander verlassen, kön…«

Nein, er sprach nicht mehr weiter. Er wußte, daß es keinen Sinn mehr hatte, auch nur den geringsten Versuch zu unternehmen, denn die nicht erklärbaren Gestalten mit den Totenaugen hatten ihn erreicht.

Eingekesselt!

Beinahe zum Anfassen nahe standen sie um ihn herum. Er sah die runden, mit Totenlicht gefüllten Augen in seiner unmittelbaren Nähe. Sie schwebten über ihm, bewegten sich.

Horace F. Sinclair hörte das Knistern von allen Seiten. Die schrecklichen Geräusche, die ihm vorkamen wie ein Todesmelodie, die für ihn allein bestimmt war und ihn auf den Weg ins Jenseits begleiten sollte.

Etwas schimmerte an verschiedenen Stellen auf, aber nie weit von den dunklen Umrissen entfernt.

Metall?

Waffen?

Die Gestalten bewegten sich. Die schwarzen Massen drückten sich an den verschiedensten Stellen vor. Auch in Sinclairs Richtung.

Plötzlich zogen sich die Unbekannten mit den hellen Augen wieder zurück. Sie waren weg, als hätte man sie zur Seite geblasen. Jemand anderer erschien. Es war ein Bild der Erinnerung, das Horace F. Sinclair so deutlich sah.

Donata war gekommen.

Wie ein Nebelhauch wehte die Totenfrau heran. Sie hatte ihren Kopf gesenkt, um ihn anschauen zu können. Sie sah so furchtbar aus, das Gesicht schien noch stärkere Wunden zu zeigen, und sie nickte dem einsamen Mann wieder zu.

Er wollte etwas fragen, aber sein Mund blieb geschlossen. Nichts ging mehr, nur Donata war vor ihm erschienen. Sinclair verspürte den Wunsch, beide Hände auszustrecken, um sie anzufassen. Sie sollte ihm Trost geben. Sie war ein Stück Hoffnung, aber ihre Stimme zerstörte dieses Gefühl in ihm.

»Diesmal gibt es kein Entrinnen, Horace. Jetzt mache ich meinem Namen alle Ehre. Ich bin die Totenfrau, und wer mich sieht, muß sterben. Denk an den Fluch, denk an den Fluch der Sinclairs. Ein Sinclair will das größte Geheimnis lösen. Er will der Menschheit etwas sagen, aber die anderen Kräfte sind dagegen. Sie wollen es nicht zulassen. John hätte sich auch nicht weigern können, er ist dafür bestimmt. Es tut mir leid für euch, sehr leid, aber auch ich kann das Schicksal nicht aufhalten…«

Ihre Worte verwehten, und sie selbst verschwand. Die Totenfrau löste sich vor den Augen des Mannes auf, und die mit dem Totenlicht gefüllten Kreise traten wieder deutlicher hervor, als wären Löcher in die Luft gebohrt worden.

Horace F. wollte schreien. Er hielt die Arme noch immer schräg hoch. Die Hände waren gespreizt und leicht gekrümmt. So sah jemand aus, der um Hilfe bat und trotz allem keine kriegte.

Er sah auch den Wagen. Das Fenster an der Seite. Das Gesicht dahinter.

Marys Gesicht er rief ihren Namen. Nein, es war kein Rufen, es war nur ein Flüstern.

Etwas strich über seinen Bauch hinweg. Sinclair zuckte zusammen, und das Etwas drang in ihn ein. Tief, sehr tief, und er spürte, wie das Blut aus der Wunde strömte…

***

Nein, ich trug keine Brille mit halben Gläsern. Es waren die dunklen Ringe, die sich unter meinen Augen abgezeichnet hatten und sich nicht wegwischen ließen.

Aber ich hatte es geschafft. Ich hatte Alet-les-Bains endlich erreicht und das Haus meiner Templer-Freunde, vor dessen Tür ich stand.

Ich fühlte mich ausgelaugt, übermüdet und stützte mich an der

Mauer neben der Tür ab.

Der Morgen dämmerte, und der Himmel im Osten hatte ein fahles Grau bekommen. Der erste Sonnenstrahl schob sich über das Firmament, schüchtern fast, ein wenig verloren wirkend, aber der Kreislauf ging weiter, die Nacht hatte verloren.

Das Schwert trug ich bei mir. Ich stützte mich darauf, und die Spitze drückte gegen den Boden.

Geklingelt hatte ich. Um diese Zeit waren bestimmt einige der Templer-Brüder schon auf den Beinen, deshalb brauchte ich nicht lange zu warten. So war es auch. Rasch wurde die Tür geöffnet, und ein lächelndes Gesicht schaute mich an.

Ich kannte den Mann, seinen Namen aber hatte ich mir nicht merken können.

»Hallo«, sagte ich.

»Wir haben schon auf dich gewartet, John.«

»Ja, das ist gut.«

»Komm erst mal rein. Du siehst aus, als könntest du eine Stärkung vertragen.«

»Ja«, murmelte ich, »da hast du recht.«

Er gab mir den Weg frei. Das Schwert hatte er mit keinem Wort erwähnt. Schon zwei Schritte später empfing mich die Welt der Templer. Eine wunderbare Stille, in der sich eigentlich jeder Mensch wohl und geborgen fühlen mußte, und so erging er mir auch. Ich fühlte mich ebenfalls geborgen, als wäre ich in meine zweite Heimat zurückgekehrt.

Obwohl es hier nie laut war, wirkte die Stille um diese Zeit schon anders. Sie tat mir gut.

»Der Abbé weiß Bescheid. Er wird bald kommen. In der Zwischenzeit möchtest du bitte in seinem Arbeitszimmer warten.«

»Danke.«

Der Templer-Bruder brachte mich hin. Er trug eine normale Kutte, auf der jedoch kein Templerkreuz abgebildet war.

Er öffnete mir noch die Tür. Mir fiel das Laufen jetzt schwer, und ich war froh, mich wieder setzen zu können. Ich hockte mich an den Tisch, an dem ich mit meinem Freund, dem Abbé, schon so oft gesessen hatte, und stellte das Schwert ab. Meine Arme fielen schwer auf die Platte. Bleigewichte schienen daran zu hängen.

Trotz der Müdigkeit wirkte ich noch immer wie aufgedreht. Nur allmählich wich die Anspannung. Die Mattheit blieb. Ich macht unter dem Tisch die Beine lang und schaute nach vorn.

In dem Zimmer standen ringsherum Regale, in denen unzählige Bücher aufbewahrt wurden. Da kein Licht brannte, sahen sie aus wie mächtige Schatten, die an den Wänden in die Höhe geklettert waren.

Etwas war neu. Das Bild an einer freien Stelle an der Wand zeigte das

alte Paris, das Zentrum, die Ile de la Cite, wo im Jahre 1314 die beiden letzten Templer-Großmeister Jacques de Moley und Gottfried von Chaney auf dem Scheiterhaufen verbrannt worden sind.

Der größte Teil des Templer-Vermögens war danach in den Besitz der Johanniter übergegangen, aber man hatte den Orden nie ganz auslöschen können, wie ja die Gegenwart zeigte.

An Jacques de Moley wurde ich auch erinnert, wenn ich direkt über den Tisch hinweg und auf das Fenster schaute, unter dem der Knochensessel stand.

Ein Sitzplatz, aus einem Gerippe gefertigt. Die Reste des letzten großen Templerführers, und ich freute mich darüber, daß es den Sessel noch gab.

Es war verdammt hart gewesen, ihn überhaupt nach Frankreich zu schaffen. Dort hatten wir ihn dann beschützen müssen, weil ihn die Baphomet-Diener hatten zerstören wollen.

Ich merkte, daß ich die Augen kaum noch länger offenhalten konnte. Die Fahrt hierher war einfach zu stressig gewesen, und so kam es, daß die Natur ihr Recht forderte.

Ich schlief ein, ohne es richtig zu merken, denn innerhalb von Sekunden war ich weg.

Es hatte ein ruhiger und tiefer Schlaf werden sollen, doch böse Träume plagten mich. Echte Alpträume, die mich quälten, die wie gewaltige Wolken näher kamen, als wollten sie mich mit dem absoluten Grauen überschütten. Es war furchtbar. Gestaltlose, schreckliche Wesen mit runden, kalten Totenaugen, wehten auf mich zu. Kamen näher und näher, stießen mit krummen, gefährlich aussehenden Waffen nach mir, ohne daß ich mich dagegen wehren konnte.

Ich schaute immer nur an ihnen vorbei und sah weit im Hintergrund zwei Gesichter erscheinen. Von dort aus schauten meine Eltern auf die bösen Träume nieder. Sie winkten mir zu, und eine ungewöhnliche Lichtaura umspielte sie, als befänden sich die beiden auf dem Weg ins Jenseits. Beide streckten ihre Arme nach mir aus, um mich zu holen. Ob sie mich erreichten, bekam ich nicht mit. Zumindest nicht sofort, denn eine Stimme – Donatas Stimme – sprach dazwischen, und sie flüsterte mir wieder den Fluch der Sinclairs ins Ohr.

Ich zitterte im Schlaf oder im Traum. Der Fluch der Sinclairs, der Tod, Donata als Schattenfrau. Es gab da einen Zusammenhang, und von irgendwoher erreichte mich auch eine Stimme, deren Klang voll in meine Ohren blies. Sie sprach davon, daß kein Mensch der Welt das Rätsel der Lade lösen dürfe, auch ein Sinclair nicht niemand, denn dieses Geheimnis würde ewig bleiben.

»Dann lasse ich es!« schrie ich im Traum. »Dann lasse ich es. Ich will es ja nicht.«

Blut tropfte herab. Auch in der Nähe der Totenfrau, die ein paar Tropfen mitbekam. Sie fielen gegen ihr von der Folter gezeichnetes Gesicht, vereinigten sich und rannen schließlich in langen Bahnen daran nach unten.

»Das Blut der Sinclairs…«, hörte ich Donata sprechen. »Es wird das Blut der Sinclairs vergossen …«

Nein – nein!

Zuerst war es nur ein Gedanke, aber dieser Gedanke verstärkte sich, so daß er sich in einen akustischen Ausdruck verwandelte.

Jemand schrie: »Nein, nein! Bitte nicht!« Und dieser Mann hatte meine Stimme.

»Ruhig, John – ruhig. Es wird dir nichts geschehen. Du kannst hier sicher sein, glaube es mir.«

Ich schreckte hoch. Nicht durch meine Stimme, sondern weil mich jemand angesprochen hatte.

Als ich die Augen öffnete, war ich gezwungen, sie rasch wieder zu schließen, da mich das Licht der Lampe traf. Es war zwar ein weiches Licht, aber mir kam es grell vor und schmerzte zudem.

»Okay, John?«

Jetzt öffnete ich die Augen langsamer. Mit dem Blick war ich dem Klang der Stimme gefolgt, und ich schaute in das markante und vom Leben gezeichnete Gesicht des Freundes Abbé Bloch, der mich zwar besorgt anblickte, die Lippen aber zu einem weichen Lächeln verzogen hatte.

»Mein Gott«, sagte ich…

»Du bist hier in Sicherheit, John. Keiner will dir etwas tun, glaube mir.«

Ich glaubte, den Geruch von frisch gekochtem Kaffee wahrzunehmen.

Darüber dachte ich nicht nach, da ich mich noch zu sehr mit meinem Traum beschäftigte.

»Nein, will es nicht«, murmelte ich und schüttelte den Kopf. »Niemand soll sterben – niemand.«

»Es wird auch keiner sterben, John. Du bist hier bei uns. Du hast geschlafen und sicherlich schlecht geträumt.«

Ich wischte über meine Augen. Dann murmelte ich: »Geträumt?«

»Sicher, John, es war ein Traum…«

Mein Arm sank langsam nach unten. Erst jetzt wurde mir klar, wo ich mich befand, und ich sah auch, wer neben dem Tisch stand und auf mich niederblickte.

»Abbé«, murmelte ich.

»Ja, ich bin bei dir. Ich war schon früher hier, aber da hast du noch geschlafen.«

»Ja, geschlafen!« bestätigte ich und nickte dabei. »Aber nicht nur das. Ich habe auch geträumt. Ich war irgendwie kaputt.« Über mich selbst

schüttelte ich den Kopf.
»Der Schlaf hat dir bestimmt gutgetan.«
»Das kann man wohl sagen, obwohl ich auch geträumt habe, was mir weniger gefiel. Alpträume, Abbé, furchtbare Alpträume.« Ich schlug für einen Moment die Hände vor mein Gesicht. Als ich sie wieder wegnahm, stand der Abbé nicht mehr neben mir, sondern saß mir gegenüber.
»Vergiß sie, John.«
Ich quälte mir ein Lächeln ab. »Kann man das denn? Sie waren einfach zu mies, zu bedrückend, und grauenvoll. Sie haben mich wieder an den Fluch der Sinclairs erinnert.«
Der Abbé runzelte die Stirn. »Fluch der Sinclairs?«
»Ja, den gibt es leider. Wir haben uns lange nicht mehr gesehen, aber man hat davon gesprochen.«
»Das hört sich schlecht an, wenn auch interessant. Aber tu mir einen Gefallen und laß uns zunächst nicht darüber sprechen. Es gibt jetzt andere Dinge, die wichtig sind. Besonders für dich, John Sinclair.« Der Abbé lächelte und wies auf den gedeckten Tisch zwischen uns. Ich hatte, nicht gesehen, wie die frischen Croissants, die Konfitüre und die Butter gebracht worden waren. Ein Teller, eine Tasse, ein Besteck, Orangensaft, das alles stand zum Greifen nahe vor mir.
»Danke«, sagte ich leise, »das ist gut.«
Der Abbé schenkte mir zuerst Kaffee ein. »So war es doch abgemacht, John.«
»Das stimmt.«
»Und jetzt werden wir beide in aller Ruhe frühstücken, alles andere vergiß mal.«
»Wenn das so einfach wäre.«
»Iß.«
Bevor ich die Tasse hochnahm, schaute ich an Bloch vorbei auf das Fenster.
Die Dunkelheit war dort verschwunden. Tageslicht fiel durch das Rechteck und erreichte auch den Knochensessel, wobei es das Gebein so aussehen ließ, als hätte es eine Maserung bekommen. Der alte Totenschädel war ebenfalls vorhanden und stand über die Rückenlehne hinweg. Als Löcher präsentierten sich der Mund, die Augenhöhlen und die Nase.
Bloch lächelte mir zu, denn er hatte meinen Blick gemerkt. »Du siehst, daß der Sessel noch hier ist, John. Ihm ist nichts geschehen. Wir hüten ihn wie unsere Augäpfel.«
»Das weiß ich doch. Deshalb habe ich ihn auch in eure Obhut gegeben.« Mit beiden Händen umfaßte ich die schalenförmige Tasse.
Ich trank den Kaffee schwarz, nur mit etwas Zucker, der sich längst aufgelöst hatte. Schon nach den ersten beiden Schlucken fühlte ich

mich wohler. Der Kaffee war wie ein heißer Strom durch meine Kehle geglitten, und als ich noch einmal trank, da schloß ich die Augen, um ihn auch zu genießen. Halbleer stellte ich die Tasse wieder zurück. Der Templer merkte, daß ich in Gedanken versunken war.

Er sprach mich auch nicht an, sondern bestrich ein Croissant mit Konfitüre.

Auch bei mir kehrte der Hunger zurück. Ich spürte ihn allerdings nicht so stark wie vor dem Schlaf, aber etwas zu mir nehmen mußte ich. Es blieb nicht bei einem Hörnchen. Ich aß derer drei und trank zwei Becher Kaffee dazu. Nun war ich fit, das bemerkte auch der Abbé, der mir zunickte und dabei lächelte. »Das hast du gebraucht, John.«

»Stimmt.«

»Es war eine verdammt lange Fahrt, aber ich wußte, daß du herkommen würdest.«

»Lag das tatsächlich so auf der Hand?«

Er nickte und schob seinen Teller zur Seite. »Ich habe nicht mal den Würfel des Heils dazu in die Hände nehmen müssen, denn indirekt habe ich dich ja nach Chartres geschickt.«

»Wo ich auch Pater Angares traf.«

»Das war gut.«

»Er war mir sehr sympathisch«, gab ich zu. »Aber auch seine Mörder leben nicht mehr. Du hast das Schwert gesehen?«

»Sicher.«

»Durch diese Klinge sind die beiden ums Leben gekommen. Aber nicht durch mich. Es war die Totenfrau. Nach wie vor stehe ich im Regen. Ich weiß nicht, wer diese Männer geschickt hat. Ich habe mich auch nicht mehr um sie kümmern können, und ich hätte gern noch mit Angares gesprochen.«

»Das glaube ich dir, John.«

»Du kennst ihn, nicht?«

Der Abbé hob die Schultern.

»Streite es doch nicht ab, denn du hast ja auch unser Treffen arrangiert.«

»Das hatte sein müssen, weil sich die Dinge allmählich verdichten.«

»Auch wenn ich noch nichts weiß, sehe ich das ein, aber hätte das Treffen nicht hier stattfinden können? Ich bin überzeugt davon, daß Angares nicht gestorben wäre.«

Der Abbé schaute mich an. In seinen klaren Augen schimmerte nicht die Spur einer Lüge. »So war es vorgesehen, John, aber ich konnte nichts mehr tun, denn Angares war dagegen. Er wollte mit dir in Chartres zusammenkommen und zwar in der Kathedrale, denn dort findest du auch diejenigen, die mit dem Schicksal der Lade eng verbunden sind.«

Ich nickte. Dann zählte ich auf: »Salomo, die Königin von Saba und deren unehelicher Sohn Melenik.«

»Ja, das schienen wohl seine Gründe gewesen zu sein.«

»Kanntest du ihn denn?«

Bloch überlegte einen Moment. »Natürlich kannte ich ihn, nachdem er zu uns kam.«

»Vorher nicht?«

»Nein.«

Ich war überrascht, glaubte ihm aber. Eine nächste Frage hatte sich bereits aufgebaut, mit der ich nicht hinter dem Berg hielt. »Warum ist er gerade hier zu euch, zu den Templern gekommen? Hat das auch mit der Lade zu tun?«

Der Abbé drückte sich zunächst um eine Antwort. Dann sagte er:

»Man spricht davon.«

»Wie? Was?« Ich schüttelte den Kopf. »Wovon redest du überhaupt? Was ist mit der Lade und den Templern?«

Er hob die Schultern. »Das weiß ich leider selbst nicht genau, John. Und ich denke, es ist dein Problem, um dies herauszufinden. Die Templer werden erwähnt, was den Transport oder das Versteck der Lade angeht, aber es gibt kaum Hinweise. Wenn es sie gab, dann sind die meisten von ihnen im Dunkel der Geschichte verschwunden. Es sollte deine Aufgabe sein, dort mehr Helligkeit hineinzubringen. Zumindest war das der Wunsch des Paters.«

Erst runzelte ich nachdenklich die Stirn, dann schaute ich den Abbé aus schmalen Augen an. »War er tatsächlich der letzte Hüter der Bundeslade?«

»Er sagte es.«

Ich seufzte. »Glaubst du ihm denn?«

»Vieles in unserem Leben beruht auf Glauben und Vertrauen. Ich habe mich dafür entschieden, sonst hätte ich dir nicht Bescheid geben lassen. Aber ich holte mir zuvor Rückendeckung bei Sir James.«

»Das weiß ich.«

»Ab jetzt ist es deine Sache, John.«

Ich senkte den Blick, denn mir war wieder der Fluch der Sinclairs in den Sinn gekommen. Ich konnte davon einfach nicht lassen. Er hatte sich in meinem Gedächtnis regelrecht festgebrannt. »Meine Sache«, flüsterte ich und hielt den Kopf dabei noch immer gesenkt.

»Wer kann schon sagen, wohin mich der Weg führen wird?«

»Tut mir leid, John, da kann ich dir keine Antwort geben.«

Ich trank einen Schluck Saft, bevor ich wieder etwas sagte: »Ein Weg, der mich das Leben kosten kann.«

»Auch das. Ich hätte dir gern widersprochen, John, aber ich kann es nicht. Es ist eben dein Weg, denn du bist der Sohn des Lichts, das darfst du nicht vergessen. Und du wirst diesen Weg allein gehen

müssen. Ich glaube nicht daran, daß dir einer deiner Freunde dabei zur Seite stehen kann.«

»Dabei habe ich mich bereits innerlich abgefunden«, gab ich zu.

»Außerdem ist das Zeichen gesetzt, John.«

»Was meinst du damit?«

»Es steht neben dir.«

»Das Schwert?«

»Was sonst?«

»Auch das ist mir ein Rätsel.« Ich streichelte über den Griff. »So recht kann ich es nicht glauben, daß es sich einmal im Besitz des sagenumwobenen Königs Salomo befunden hat. Das ist mir zu phantastisch und will mir nicht in den Kopf.«

»Warum hätte es nicht so sein sollen?«

»Lassen wir das Thema, Donata hat es mir gebracht. Sie scheint so etwas wie eine Begleiterin für mich geworden zu sein.«

»Der Name ist schon öfter gefallen, John. Kannst du mir erklären, was es mit ihr auf sich hat?«

Ich tat es und vergaß auch nicht ihre Warnungen. »Es fragt sich nur, ob ich ihr vertrauen kann.«

Der Abbé nickte. »Das solltest du auf jeden Fall, John. Du solltest ihr vertrauen. Ich bin davon überzeugt, daß sie es gut mir dir meint. Sie will dir keine Falle stellen. Sie wurde doch als Seherin bezeichnet.«

»So ähnlich«, gab ich zu. »Ein weiblicher Nostradamus.«

»Eben.«

»Auch sie kann sich irren.«

»Das gebe ich zu. Nur würde sie sich bei einem Irrtum nicht so große Mühe geben.«

»Das habe ich mir letztendlich auch gedacht. Aber ihre Worte sind auch eine Belastung.«

»Und eine Verpflichtung«, erklärte Bloch. »Eine große Verpflichtung, die mit dem Schwert begonnen hat, das sich nun in deinem Besitz befindet. Du bist der Träger, der Erbe, wie auch immer, und ich glaube fest daran, daß du es auch führen kannst.«

»Ja, das stimmt alles. Nur frage ich mich, wo und wie es beginnen soll. Was kann ich tun?«

Der Abbé lehnte sich zurück. »Ich denke schon, daß du dich damit beschäftigt hast und sogar die Lösung weißt oder zumindest ahnst. Dieses Schwert ist nicht jetzt wichtig. Meiner Ansicht nach solltest du zurück in die Vergangenheit reisen. In die alten Zeiten, als die Königin von Saba und König Salomo existierten. Du könntest die Bundeslade dort sehen. Du könntest sie sogar auf ihrem Weg zum Ziel begleiten und herausfinden, ob sie tatsächlich gestohlen wurde, und vor allen Dingen müßtest du herausbekommen, was in der Zeit der Leere mit ihr geschah. Da gibt es viele Spekulationen, in die auch die Templer

verwickelt sind. Immer nur kleine Hinweise, nicht mehr. Nur haben sie ausgereicht, um das Mißtrauen in mir wachsen zu lassen.«

»Ja, daran habe ich auch gedacht, Abbé. Nur kann ich mich nicht einfach in den Zug oder in das Flugzeug setzen, um in die Vergangenheit zu reisen. Ich muß da einen entsprechenden Weg finden.«

»Das ist klar.«

»Kennst du ihn?«

»Schau an mir vorbei!«

Das hatte ich schon länger getan, und ich wußte auch, was der Abbé damit gemeint hatte. »Du denkst an den Sessel?«

»An wen sonst, John?«

»Soll er mich nach Avalon bringen?«

»Das weiß ich nicht. Du spielst darauf an, daß es der Weg nach Avalon ist. Aber muß der Sessel dich denn nur in die eine Welt bringen? Kann es nicht sein, daß er dich auch in die biblische Vergangenheit transportiert?«

»Nichts ist unmöglich, das stimmt. Nur bin ich in seinem Fall besonders mißtrauisch.«

»Das wäre ich nicht. Denk daran, zu wem das Gerippe einmal gehört hat, Jacques-Bernard de Molay. Und Templer müssen auch etwas mit der Lade zu tun gehabt haben. Später, in der hohen Zeit des Mittelalters. Ich kann mir sogar vorstellen, daß unsere Templer sie an den Ort gebracht haben, an dem sie auch heute noch steht.«

»Nach Aksum?«

Er hob die Schultern. »Es ist möglich. Aber das herauszufinden, ist deine Sache.«

»Wobei mir wenig wohl ist«, gab ich zu.

»Warum?«

»Es ist eben der Fluch der Sinclairs, der nicht nur mich allein treffen kann, sondern auch meine Eltern. Sie tragen schließlich denselben Namen. Donata ist meinem Vater erschienen, und es waren keine guten Worte, die man ihm sagte.«

»Willst du zuvor zurück nach England?«

»Wenn, dann Schottland.«

»Oder das?«

Ich holte tief Luft und schüttelte den Kopf. »Ich bin mir selbst unsicher, was ich dort tun sollte, Abbé. Ich weiß es einfach nicht. Immer wenn ich mir etwas vorgenommen habe, dann frage ich mich, ob es nicht das Falsche gewesen ist. Eine derartige Unsicherheit habe ich mit mir selten erlebt.«

»Ich wollte, ich könnte dir helfen, John.«

»Du bist kein Sinclair. Sei froh darüber.« Als ich seinen skeptischen Blick sah, nickte ich. »Ja, du hast richtig gehört. Ich habe mich nicht

versprochen.«

»Ist es denn so schlimm, was deinen Namen angeht?«

»Ich befürchte es.«

»Aber etwas muß geschehen, John, das weißt du selber.« Er hatte sehr ernst gesprochen.

Ich atmete durch, nickte und schaute wieder an dem Abbé vorbei und auf den Knochensessel. War er die Lösung? Bot er mir die Chance, in die Vergangenheit zu reisen, wo ich die Spur der Bundeslade aufnehmen konnte? Es war beim besten Willen nicht zu sagen.

Dieser Sessel hatte zweifelsohne seine Vorteile. Er war der Schlüssel zu Avalon, aber nicht der zur allgemeinen Vergangenheit, dabei schloß ich das biblische Zeitalter voll mit ein. Er war zumindest eine Chance und im Prinzip die einzige, die ich momentan hatte.

Der Abbé hatte meinen Blick bemerkt und daraus die richtigen Schlüsse gezogen. »Du denkst über diesen besonderen Reiseweg nach?«

»Kennst du einen besseren?«

»Nein.«

»Ich muß hin«, murmelte ich. »Das Schwert ist mir übergeben worden. Für mich ist es mehr als nur eine Waffe. Ich sehe es als eine Verpflichtung an. Das ist die eine Seite.«

»Und die andere?« fragte Bloch.

Ich blickte ihm direkt ins Gesicht. »Kannst du dir vorstellen, daß ich auch Angst habe?«

»Ja, John, das kann ich. Sehr gut sogar.«

Die Antwort hatte er mir, ohne zu zögern, gegeben, und ich wußte auch, was er damit hatte andeuten wollen. Deshalb korrigierte ich ihn.

»Das ist nicht die Angst um eine Person, nein, sondern die Furcht um meine Eltern. Ich kann nicht vergessen, daß Donata ihnen einen Besuch abgestattet hat. Man kann über Seher und Seherinnen sagen, was man will, ihnen vielleicht auch glauben. Ich jedenfalls nehme den Kontakt, den sie zu meinen Eltern aufgenommen hat, sehr ernst.«

»Du befürchtest, daß sie sterben werden.«

»Ja«, gab ich flüsternd zu.

»Muß ich dich fragen, was die andere Seite damit bezweckt?«

»Brauchst du nicht, denn du weißt es sicherlich. Der Fluch der Sinclairs muß erfüllt werden. Dazu gehören nun mal ein gewisser Horace F. und eine Mary Sinclair. Wenn es die beiden nicht mehr gibt, bin ich an der Reihe. Darauf läuft es hinaus.«

»Annahmen, John. Du hast keine Beweise?«

»Nein, aber ich kenne die Gegenseite.«

Der Abbé hob die Schultern. »Da möchte ich mich nicht einmischen. Du mußt den Weg gehen, du ganz allein.«

»Leider«, gab ich zu.

»Dann bleibt dir wirklich nur der Knochensessel als einzige Chance. Du kennst ihn nicht genau«, sprach der Abbé schnell weiter. »Es ist durchaus möglich, daß es noch weitere Varianten gibt. Versteif dich nicht nur auf Avalon.«

»Möglicherweise hast du recht. Ich befürchte nur, daß ich von dort schlecht wegkomme, aber ich werde wohl in den sauren Apfel bei ßen müssen.«

»Das denke ich auch. Und keine Sorge, John, ich werde hier im Zimmer bleiben, wenn du auf dem Knochensessel Platz genommen hast.« Er lächelte. »Sollte ich merken, daß du in zu große Schwierigkeiten gerätst, werde ich versuchen, dich von dem Sessel zu holen. Mehr kann ich im Moment nicht für dich tun.«

»Das reicht schon, mein Freund.«

»Gut, dann solltest du es wagen.«

Ich blieb noch sitzen, weil mir etwas durch den Kopf gegangen war. »Du weißt, daß ich nie überheblich gewesen bin, Abbé. Ich habe mich nie für einen Star gehalten. Ich war mehr ein Teamarbeiter, wenn ich da an meine Freunde denke. Nun frage ich mich, warum ich ganz allein diese Bürde auf mich nehmen muß. Bedeutet dieser Name Sinclair tatsächlich so viel? Es gibt zahlreiche Sinclairs. In Schottland existiert der Sinclair-Clan, das ist bekannt, und ausgerechnet ich soll diesen Weg gehen?«

»Das ist klar, John. Du bist der Sohn des Lichts. So hat man dich genannt. Du warst aber auch ein gewisser Hector de Valois, dann Richard Löwenherz und auch…«

»König Salomo?« flüsterte ich. Es war mehr eine Frage als eine Feststellung.

»Auch das.«

»Dann soll ich zurück in die Zeiten des Königs reisen und dem begegnen, der ich einmal gewesen bin. Indirekt würde ich mir dann selbst gegenüberstehen.«

»Auch damit mußt du fertig werden«, erklärte der Templer nickend.

»Da hast du recht.«

Er hob die Schultern. »Welchen Rat kann ich dir geben?« fragte er sich selbst. »Wahrscheinlich keinen. Nein, ich kann dir keinen Rat geben. Du mußt allein zurechtkommen. Bisher hast du es immer geschafft, John. Du wirst es auch jetzt packen.«

Ich schaute ihn an und lächelte dabei. »Danke für deine aufmunternden Worte. Wir sitzen hier zusammen, wie wir es schon oft getan haben, und auch der Knochensessel steht noch auf seinem Platz. Das ist alles richtig, das ist wie gehabt, aber trotzdem ist es anders, meine ich zumindest. Man weiß nie, wo die Reise hingeht, wo sie endet. Ich habe auch viele Möglichkeiten durchgespielt. So habe ich daran gedacht, in die Schlucht zu gehen, um das silberne Skelett des

Hector de Valois zu befragen, aber davon bin ich weg. Es geht jetzt primär um den Namen Sinclair und um eine sehr weit in der Vergangenheit zurückliegende biblische oder alttestamentarische Zeit. Das Schwert hat man mir bereits gebracht, also muß ich es packen.«

Der Abbé war einverstanden. »Es ist gut, daß du inzwischen so denkst, John.«

Ich erhob mich bereits. »Was hätte ich auch sonst tun sollen?«

Dann drückte ich mich an der Tischkante vorbei, stand jetzt frei und legte dem Templer eine Hand auf die Schulter.

Gemeinsam schauten wir in eine Richtung.

Der Knochensessel stand dort und wartete auf mich.

»Okay«, sagte ich und ging auf ihn zu.

***

Normalerweise nähert man sich einem Möbelstück locker, auf dem man seinen Platz finden will. Das war in meinem Fall nicht möglich, weil ich daran dachte und spürte, daß der Knochensessel ein besonderes Möbel war. Kein normaler Sitzplatz, denn er war das Skelett des letzten Großmeisters, der die Templer geführt hatte. Er war auf dem Scheiterhaufen verbrannt worden. Das Skelett hatte man retten können. Es war dann auf Um- und Irrwegen durch die Jahrhunderte nach Amerika gelangt, wo man diesen Sitzplatz hatte versteigern wollen, und mein Freund Bill Conolly hatte den Sessel dann ersteigert.

Zum Glück – bisher. Was die Zukunft allerdings bringen würde, das stand in den Sternen. Ich hatte keine Beweise. So konnte ich nur auf mein Glück vertrauen.

Der Abbé ahnte schon, was in mir vorging. Er sprach mich auch nicht an, gab mir nur einen leichten Schlag auf die Schulter, mehr eine Aufmunterung.

Das Schwert hatte ich natürlich mitgenommen. Es gab keine Scheide, in das ich es hätte stecken können. Ich würde es in der Hand oder den Händen halten müssen, und sicherlich konnte es mehr zu einer Bürde als zu einem Hilfsmittel werden.

Ich hatte es über meine Schulter gelegt. Mit Schwertern kannte ich mich nicht aus, ich kam einigermaßen im Schwertkampf zurecht und hatte deshalb Hochachtung vor den Rittern, die sich damals diese Schwertkämpfe geliefert hatten, denn das Gewicht der Waffen war nicht ohne. Und bei dieser Länge hatte das Schwert eigentlich schwerer sein müssen. Mir kam es leichter vor als die übrigen Waffen, die ich kannte, das merkte ich besonders, als es auf meiner Schulter lag.

Dicht vor dem Sessel blieb ich stehen, ließ die Waffe von der Schulter gleiten und stemmte mit der Spitze gegen den Boden, den Griff unter

meinen Händen versteckt.

Der Abbé hatte mein Kopfschütteln bemerkt, und er kam auf mich zu und blieb neben mir stehen. »Was stört dich, John?«

»Hast du das bemerkt?«

»War nicht schwer.«

»Dann will ich es dir sagen. Es ist die Waffe an sich. Nicht ihr Aussehen, sondern ihr Gewicht stört mich. Für ein normales Schwert ist dieses hier zu leicht.«

Der Templer schaute mich an. »Zu leicht?« murmelte er. »Was bedeutet das?«

»Ich habe keine Ahnung. Schau es dir noch einmal an.«

Der Templer-Führer ließ seine Blicke über die Klinge schweifen.

»Ja, sie ist schon anders. Innen besteht die Waffe aus Gold, nur an den Rändern aus einer Legierung. Das erklärt aber auch nicht das geringe Gewicht.«

Ich nickte. »Ich werde mich auf die Waffe verlassen. Ich nehme sie mit.«

»Das ist auch wichtig. Bitte, John, wenn ich dir noch einen Hat geben kann, nimm alles so hin, wie es ist. Denk nicht mehr weiter dar über nach, was hätte sein können oder sein müssen. Versuche bitte, den Fall zu lösen mit Hilfe des Sessels. Was immer auch passiert, du wirst dich darauf einrichten können.«

»Da hast du allerdings recht.« Natürlich hatte ich mich längst entschlossen, auch wenn mir nicht wohl dabei war, denn ich hatte einfach das Gefühl, in dieser Gegenwart noch gebraucht zu werden.

Irgendwo war etwas passiert, das fühlte ich. Dieses Kribbeln im Körper hing nicht nur mit einer gewissen Erwartungshaltung zusammen, die vor mir lag, es ging auch um andere Dinge.

Es gab kein Zurück mehr.

Ich drehte dem Sessel meinen Rücken zu und ließ mich behutsam nieder. Schon bald bekam ich den ersten Kontakt mit den Knochen.

Für einen Moment zögerte ich, den Sessel durch mein Gewicht zu belasten, da ich fürchtete, das Gebein könnte brechen.

Es trat nicht ein. Schon mehrmals hatte ich auf dem Sessel gehockt und er war nicht zusammengekracht.

Ich lehnte mich zurück und spürte den Widerstand des Gebeins an meinem Rücken. Über mir unterbrach der Knochenschädel die aus Knochen gebildete Gerade. Ich sah ihn nicht, aber ich hatte den Eindruck, als würde er auf mich niederglotzen.

Ich saß, es war okay. Es passierte noch nichts. Dann zog ich die Beine an, ließ zwischen ihnen noch genügend Platz, um mein Schwert hinstellen zu können.

Der Abbé stand vor mir, so daß er mich direkt anschauen konnte.

Sein Blick war ebenso ernst wie der Ausdruck des übrigen Gesichtes.

Er hielt den Mund geschlossen und schaute mich einfach nur an.

Ich lächelte knapp, wahrscheinlich aber zu verzerrt und nicht locker genug, denn der Templer riet mir, mich zu entspannen und mich den Kräften des Sessels zu überlassen.

»Wenn das so einfach wäre«, murmelte ich. Selbst meine Hände, die auf dem Schwertgriff lagen, vibrierten leicht.

Aber es war schon okay.

Ich schloß die Augen nicht ganz. Ich verfiel auch nicht in Trance.

Ich überlegte nur, ob ich den Kontakt mit meinem Kreuz suchen sollte, um den Vorgang der Zeitreise zu beschleunigen. Aber das war alles sehr fraglich, besser war es abzuwarten, wie der Sessel reagierte.

Daß er einmal dem letzten Großmeister der Templer gehört hatte, das war wirklich ein Hammer. Ich wollte nicht darüber nachdenken und auch nicht über die Kräfte, die die einzelnen Knochenstücke zusammenhielten. Für mich waren sie nicht nur auf physikalischer Ebene meßbar. Da mußte es noch etwas anderes geben.

Und es gab etwas anderes.

Zu sehen war es für mich nicht, aber zu spüren. Ich merkte, wie etwas in meinen Körper eindrang. Suko hätte dieser Sessel damals fast umgebracht, bei mir war es anders. Ich konnte diese Kontaktaufnahme nicht mit irgendwelchen Schmerzen oder einer Folter vergleichen, es war etwas anderes, das durch meinen Körper glitt.

Ein Strom vielleicht, ein warmer Strom, beinahe wie eine Botschaft zu verstehen.

Daß ich dabei die Augen schloß, geschah automatisch. Dann überkam mich das Gefühl, wegzufliegen. Hinein in eine andere Welt.

Kurz noch öffnete ich die Augen und sah den Abbé vor mir. Nur kam er mir ungewöhnlich verschwommen vor.

Es klappte.

In meinem Körper nahm der Strom an Dichte zu. Ich hatte bis vor kurzem noch einen leichten Gegendruck der Knochen gespürt, das aber verschwand plötzlich.

Mich überkam das Gefühl abzuheben. Wegzufliegen. Nicht mehr auf dem Platz zu bleiben, sondern in kleinste Elementarteilchen zu zerfließen.

Hatte ich die Augen offen? Hielt ich sie geschlossen? Egal, was auch passiert war, den Abbé sah ich nicht mehr. Um mich herum war die Welt farblos und von einem seltsamen Brausen erfüllt, als würden fern von mir Wasserfälle in die Tiefe donnern, wobei mich ihre Echos erreichten.

Dann war es vorbei.

Nicht mal schnell, ein fließender Übergang. Etwas riß mich mit und weg.

Wohin?

Ich wußte es nicht und konnte auch nichts dagegen tun. Einfach nur hoffen…

***

Mary Sinclair tastete so gut wie möglich ihre Umgebung ab. Sie merkte es kaum. Zwar konnte sie fühlen, aber ihr Gehirn registrierte nicht, was sie fühlte.

Es waren Gegenstände. Kühl an der Oberfläche, auch leicht beschlagen, das bekam sie mit, obwohl sie sich noch arg benebelt fühlte. Das Erwachen war ein langer Prozeß. Sie war noch in der Tiefe gefangen und stieg nur allmählich aus ihr hervor.

Je mehr sie erwachte und je klarer sie denken konnte, um so deutlicher spürte sie, was mit ihr geschehen war. Am Kopf war sie erwischt worden. Von dort strahlten die Schmerzen deutlich aus, in Richtung Ohren, aber auch zu den Zähnen hin.

Jemand stöhnte erbärmlich. Es dauerte eine Weile, bis Mary Sinclair einfiel, daß *sie* gestöhnt hatte. Die Zunge lag in ihrem Mund wie ein trockener Klumpen, den sie kaum bewegen konnte, aber Marys Zustand besserte sich etwas. Sie sackte nicht mehr zurück in den tiefen Kessel der Bewußtlosigkeit, sie blieb wach, auch wenn sie noch längst nicht voll da war.

Nur das Begreifen und das Spüren intensivierten sich. Daran zu merken, daß die Schmerzen deutlicher hervortraten, und auch der Schleier vor ihren Augen lüftete sich.

Zwar lag noch der Druck auf den Augendeckeln, aber dagegen kämpfte sie ebenfalls an. Ob es der Wille oder eine innere Stimme war, das wußte Mary Sinclair nicht. Sie wollte allerdings nicht mit geschlossenen Augen sitzen bleiben.

Sitzen? Wo sitze ich denn?

Irgendwo in der Kälte. Ihre Haut war wieder sensibel genug geworden, um die Außentemperatur spüren zu können, und es kam ihr wirklich sehr kalt, schon unnatürlich kalt vor.

Sie schüttelte sich.

Schon diese geringe Bewegung ließ die Schmerzen in ihrem Kopf beinahe explodieren. Mary Sinclair wußte, daß sie noch längst nicht soweit war, um die Umgebung so wahrnehmen zu können, wie sie auch existierte. Aber sie dachte wieder nach.

Erinnerungen erschienen wie Bilder, die sich mit den Abläufen der jüngsten Vergangenheit beschäftigten, und plötzlich riß der Vorhang. Gewisse Dinge entstanden wieder glasklar vor ihren Augen.

Sie sah das Haus, sie sah ihren Mann, sie glaubte auch, den Abschußknall der Schrotflinte gehört zu haben, und sie sah sich selbst zusammen mit Horace F. im Auto sitzen.

Auto? Wegfahren?

Ja, sie waren weggefahren. In der Dunkelheit hatten sie Abstand von ihrem Haus nehmen wollen. Edinburgh hätte das Ziel sein sollen, aber so weit waren sie nicht gekommen. Nicht mal bis in die Nähe der Stadt. Sie hatten Lauder nicht verlassen, sondern eine Abkürzung gewählt, die am Friedhof vorbeiführte.

Vorbei?

Das stimmte auch nicht. Sie waren nicht am Friedhof vorbeigefahren. Mary erinnerte sich, daß plötzlich alles anders gewesen war.

Horace mußte die Gewalt über das Lenkrad verloren haben, denn sie waren vom Weg abgekommen, nach rechts gefahren und dann gegen ein mächtiges Hindernis geprallt, wahrscheinlich gegen eine Mauer.

Sie erinnerte sich an die schrecklichen Geräusche, die so schrill und jämmerlich zugleich in ihren Ohren geklungen hatten. Laute, die sie nie in ihrem Leben vergessen würde, das stand für sie fest.

Mary öffnete die Augen.

Es klappte. Auch das Bedürfnis, sie wieder zu schließen, war nicht mehr vorhanden. Sie hatte die erste Hürde übersprungen, hielt die Augen auch weiterhin offen, weil sie sich in ihrer engeren Umgebung umschauen wollte.

Da war nur diese verdammte Dunkelheit. Es gab kein Licht, denn auch die Scheinwerfer waren beim Aufprall gegen die Mauer zu Bruch gegangen. Sie hockte in dieser dunkelgrauen Farbe, konnte nur Umrisse erkennen und stellte fest, daß sie sich im Innern des Fahrerhauses befand. Eine normale Sache, wenn sie dachte, was geschehen war.

Und doch störte sie etwas.

Mary Sinclair brauchte nicht lange zu überlegen. Sie wußte plötzlich Bescheid.

Zu zweit waren sie losgefahren.

Jetzt saß sie allein im Wagen.

Horace fehlte!

Dieses Wissen versetzte ihr einen tiefen Schreck. Für einen Moment zog sich ihr Magen zusammen, und das Atmen fiel ihr schwer.

Sie hatte das Gefühl, einfach wegzuschwimmen, hinaus aus dem Wagen zu treiben, aber sie blieb sitzen, während die Schmerzen wieder zunahmen und sie feststellte, daß sie nicht normal auf der Bank hockte, sondern beim Aufprall nach links gekippt war, zur Tür hin.

Der Gurt hatte sie allerdings aufgefangen, und so waren die Unfallverletzungen nicht so gravierend gewesen.

Mit dem Kopf war sie gegen die Scheibe oder gegen den oberen Holm geschlagen. Dieser Aufprall hatte eine Wunde hinterlassen, eine Schmerzquelle, aus der Blut gesickert war. Ohne Gurt wäre alles viel viel schlimmer ausgegangen.

Es war Zeit, um sich wieder auf sich selbst zu konzentrieren. Bevor sich Mary um andere Gedanken machte, mußte sie mit ihrem eigenen Zustand zurechtkommen, und sie wollte zusehen, daß sie so schnell wie möglich ihren Zustand änderte. Sie mußte jetzt allein zurechtkommen, und dazu brauchte sie Kraft.

Tief atmete sie durch.

Kalt war die Luft, zu kalt. Mary merkte, daß sie immer stärker fror. Hinzu kamen die Kopfschmerzen.

Aber sie bewegte sich.

Es war eine sehr unbequeme, schräge Lage gewesen, in der sie sich befunden hatte, und es dauerte sicherlich noch Minuten, bis sich die verletzte Mary wieder halbwegs erholt und richtig hingesetzt hatte.

Mit Konzentration und Willenskraft machte sie sich ans Werk. Sie kämpfte.

Auch getrieben von der Neugierde, zu wissen, was geschehen war. Was mit Horace los war.

Langsam kam sie hoch. Der Gurt störte sie dabei nicht. Langsam und sicher erreichte sie die Position, die sie hatte haben wollen. Ihr Ziel war es, durch die Scheibe schauen zu können.

Viel war nicht zu erkennen. Zuerst hatte sie den Eindruck eine erstarrte Welle zu sehen, bis ihr einfiel, daß es kein Wasser war, sondern Blech. Die Kühlerhaube hatte sich verschoben und nach oben geworfen.

Davor malte sich die Mauer ab; unsichtbar dahinter lagen die Gräber. Und dieser Gedanke durchschnitt sie mit der Kraft einer Messerklinge. Er machte ihr Angst, den die Begriffe Grab und Friedhof waren immer mit dem des Todes verbunden.

Sie lebte. Das war gut, auch wenn es ihr nicht gutging. Der nächste Gedanke bereits galt ihrem Mann.

Er saß nicht mehr neben ihr. Der Fahrersitz an der rechten Seite war leer. Mühsam schaute sie in diese Richtung. Dabei bemerkte sie den kalten Luftzug, der durch einen Spalt strich und ihr Gesicht streichelte.

Er hatte seinen Weg durch die Lücke zwischen Tür und Holm gefunden, denn die Fahrertür war nicht ganz ins Schloß gefallen. Dann hatte Horace den Wagen schon verlassen.

Beruhigen konnte sie diese Vorstellung nicht, und sie fragte sich, warum er sie allein gelassen hatte?

Eine Lösung auf diese Frage fand sie nicht. Etwas irritierte sie auch. Und zwar an der linken Seite. Nicht im Fahrerhaus, sondern außerhalb.

Da war etwas.

Es war hell, aber es blendete nicht. Und sie hatte es auch nur aus dem Augenwinkel mitbekommen.

Mary Sinclair drehte den Kopf.
Es war für sie eine normalerweise leichte Bewegung. Jetzt aber kostete sie Mary alle Mühen dieser Welt, denn auf dem Weg zur Scheibe hin meldeten sich wieder die Schmerzen. Diesmal noch stärker, als wollten sie ihren Kopf zertrümmern.
Ihr eigenes Keuchen erfüllte das Wageninnere. Mit der rechten Hand stützte sie sich am Sitz ab. Diesen kleinen Schwung nutzte sie aus, um hinauszuschauen, doch die Scheibe war beschlagen.
Mary wußte nicht, ob von innen oder außen. Sie versuchte, die Scheibe von innen zu säubern. Sehr mühsam hob sie dabei den Arm.
Dann berührte sie das kalte Glas, wischte über die Scheibe hinweg und bekam etwas bessere Sicht.
Sehr gut…
Draußen bewegten sich die Kreise. Mary wußte, daß sie diese kalten Lichtkugeln nicht zum erstenmal sah, und sie hatte eine sehr böse Erinnerung daran: Etwas war mit ihnen.
Im Augenblick war ihre Erinnerung blockiert. Sie schloß die Augen, öffnete sie wieder, holte tief Luft und bekämpfte ihren Schwindel.
Auf einmal sah sie klar.
Zu klar.
Plötzlich schoß wieder die Furcht in ihr hoch. Sie drängte sich bis gegen ihr Herz, was ihr plötzlich eingeklemmt vorkam. Die Angst kehrte zurück, weil sie eben so brutal deutlich sah, was dort genau ablief.
Die Augen bewegten sich.
Unter ihnen war ebenfalls etwas. Mary konnte es nicht so genau erkennen, weil es mit der Finsternis verschwand und über den Boden hinwegglitt.
Dann sah sie ihren Mann.
Horace F. lag auf dem Boden. Er sah aus wie jemand, der sich nicht bewegen konnte. Wie eingefroren, ein Körper, der zu einer Statue geworden war, der sich deshalb nicht mehr wehren und nichts dagegen tun konnte, daß die Gestalten näher kamen.
Sie hatten um ihn herum einen Kreis gebildet. Die kalten Totenaugen glotzten in die Nacht hinein, als wollten sie die Schwärze durchdringen und irgendwo in der Ferne etwas sehen. Vielleicht einen Blick in das Reich des Todes werfen.
Mary fing an zu zittern. Sie dachte nicht mehr an sich, sondern an ihren Mann, der den Angreifern wehrlos ausgeliefert war. Sie drängten sich immer näher an ihn heran, und Mary wollte ihm helfen. Hätte jemand von außen her gegen das Fenster geschaut, er hätte ein Gesicht gesehen, in dem sich all der Schrecken abzeichnete, den sie durchlitt. Das Grauen und die Angst vor der Zukunft und der Gegenwart paarten sich in diesem Ausdruck, und in den Augen lag ein

schreckliches Gefühl, das kaum beschrieben werden konnte.

Ihren eigenen Zustand hatte sie vergessen. Nur an Horace dachte sie, der so verdammt wehrlos war.

»Bitte, Horace, bitte! – Lauf doch weg! Lauf weg – schnell! Steh einfach auf…«

Aber Horace stand nicht auf. Er konnte nicht. Mit einer schwachen Bewegung hob er die Arme. Die Hände waren gespreizt, wie bei einem Menschen, der mit dieser Geste das Verhängnis aufhalten will.

Er würde es nicht schaffen. Es war unmöglich. Die anderen waren besser, und Mary sah plötzlich etwas, das sie nicht glauben wollte.

War es ein Messer, mit dem Horace bedroht wurde? Genau war es nicht zu sehen, aber ihr Mann schaffte es nicht, dieses Ding abzuwehren.

Das ist der Tod! schrie es in Mary. Das ist der Tod!

Sie hörte sich brüllen, aber sie schaute nach draußen. Die Szene verschwamm vor ihren Augen, weil Tränen hervorströmten und die Sicht verschlechterten.

Etwas nahm sie trotzdem wahr.

Die schwarzen Gestalten mit den schrecklichen Totenaugen kamen näher und näher. Sie beugten sich zu ihrem Mann herab, und plötzlich waren auch Arme da. Hände ebenfalls, die diese verfluchten Waffen festhielten und immer zustießen.

Hinein in den Körper ihres Mannes.

Horace F. Sinclair zuckte. Er schrie oder stöhnte. Nein, es war Mary, die so gellend schrie. Sie begriff auch zugleich, daß sie Zeuge eines Mordes war.

Draußen und nur zwei, drei Schritte von ihr entfernt, starb ihr Mann durch diese brutale Tat…

***

Ich war unterwegs!

Wohin? Eine gute Frage, zu der mir jedoch keine Antwort einfiel.

Irgendwohin. Weg. Hinein in die Unendlichkeit. Hinein in die anderen Zeiten oder in den Raum zwischen ihnen, denn feststellen konnte ich nichts. Der Knochensessel hatte seine magische Kraft voll und ganz ausgespielt und mich weggetrieben.

Meinen Körper spürte und fühlte ich nicht. Nur der Geist war noch vorhanden. Er trieb durch die Ewigkeiten, war aber zugleich so weit entfernt, so daß ich befürchten mußte, daß er nicht mehr zurückkehrte. Es war natürlich Unsinn, aber ein Mensch ohne Körper fühlt und denkt nun mal so.

Es war tatsächlich wie der tiefe Traum, in den ein Mensch hineingerät, und dabei ebenfalls das Gefühl hat, einfach wegzutreiben und nicht mehr zu erwachen. Höchstens in einer anderen Welt,

vielleicht in seiner Traumwelt…

Ich verlor mich nicht.

Gedanklich hielt ich mich selbst zusammen. Vielleicht waren es auch andere Kräfte, so genau wußte ich nicht Bescheid. Aber das Treiben war auch weiterhin vorhanden. Mich umgaben keine Nebelschleier, die Umgebung war klar, trotzdem konnte ich nichts sehen.

Die Schwärze hüllte mich ein wie ein dunkles Tuch, aber ich sah trotzdem irgendwelche Bilder.

Möglicherweise Bruchstücke einer Erinnerung. Auch farbig. Sie erschienen und verschwanden wieder. Waren wieder da. Menschen, eine Umgebung, alles war zu sehen.

Meine Eltern?

Ich wußte es nicht genau. Dem Erscheinen nach konnten sie es sein, wahrscheinlich deshalb, weil ich mich in der letzten Zeit sehr intensiv mit ihnen beschäftigt hatte.

Jetzt sah ich sie.

Die Gesichter erschienen, waren wieder weg, tauchten abermals auf als blutverschmierte Fratzen mit von einer Waffe zerstörten Körpern. Sie trieben an mir vorbei als starre, gräßlich zugerichtete Tote.

Ich weinte.

Oder bildete ich mir das nur ein?

Es war nicht herauszufinden. Ich hatte das Gefühl zu weinen, doch Tränen liefen dabei natürlich nicht.

Ich tauchte wieder weg.

Die Bilder lösten sich auf. Sie wurden zerrissen, und mir kam es vor, als wären die Körper meiner Eltern irgendwo im Nirgendwo zerfetzt worden.

Die Dunkelheit kehrte zurück. Sehr tief, sehr schwarz. Ich trieb weiter, immer weiter.

Endlos?

Avalon, dachte ich.

Würde ich dort landen? Würde ich auch den Gral sehen und Nadine Berger?

Der Gedanke flimmerte nur einen Moment in mir hoch, dann war er wieder vorbei. Die Erinnerung an den Schrecken tauchte wieder auf, an die Bilder, die ich gesehen hatte, wie sie als schreckliche Sequenzen vor meinen Augen abliefen.

Tote Menschen.

Meine Eltern…

Verdammt, es war einfach zu schlimm! Ich hatte mich von den Vorgängen der letzten Tage einfach zu stark beeinflussen lassen. Sie hatten sich in mir festgefressen wie altes Eis, das nun taute.

Ich holte tief Luft.

Das konnte ich.

Urplötzlich war alles anders geworden. Die Umgebung kam mir längst nicht mehr so dunkel vor. Jemand war dabei, die Schwärze zu durchdringen. Dieser dunkle Vorhang wurde wie von unsichtbaren Händen in die Höhe gezogen und bekam zunächst eine andere Farbe.

Aus dem Schwarz wurde ein Grün!

Ein tiefes, ein dunkles Grün, in das jedoch Helligkeit hineingeriet, aber nicht bei mir aufstrahlte, sondern von der anderen Seite des Vorhangs her, wo für mich nicht sichtbare Lampen standen. Zumindest nahm ich das an.

Ich kniete auf dem Boden. Wahrscheinlich schon etwas länger.

Erst jetzt allerdings war ich mir dessen bewußt, und ich wußte auch, daß die Reise ihr Ende gefunden hatte.

Ich war da.

Ich war am Ziel.

Aber wo?

Mein Herz klopfte schnell. Es raste plötzlich. Ich merkte, wie ich wieder menschlich reagierte, denn ich spürte unter den Armen die Feuchtigkeit. Ich schwitzte. Auch meine Hände waren naß geworden, aber im Kopf hielt sich eine ungewöhnliche Leere.

Ich wollte denken und natürlich herausfinden, wo ich mich befand, aber in der Umgebung hatte sich kaum ein Lichtschimmer gezeigt. Nur vor mir war es heller geworden.

Ich kniete auf dem Boden und reckte mich etwas, um mich besser umschauen zu können. Die Umgebung würde nicht so leer bleiben, das wußte ich genau.

Auch konnte ich atmen. Ich stellte fest, daß diese Luft mit der in meiner normalen Welt nichts mehr zu tun hatte. Sie war anders, möglicherweise auch frischer, und sie hatte auch einen anderen Geschmack oder Geruch.

Ich kannte mich da aus.

Aber war das Avalon?

Mit dem Gedanken konnte ich mich komischerweise nicht anfreunden. Nein, das war nicht Avalon, diesen Geruch hatte ich auf der Nebelinsel noch nie wahrgenommen.

Wenn nicht Avalon, wo dann?

Ich mußte warten, weil ich davon ausging, daß man mich nicht grundlos irgendwo hatte landen lassen. Während dieser Reise mußten sich andere Kräfte um mich gekümmert haben, und sie hatten mich eben in dieses Gebiet geschafft.

Ich war allein. Nichts in meiner Umgebung bewegte sich, aber das Schwert hatte ich nicht verloren. Ich mußte es immer festgehalten haben, nur jetzt war es mir aus den Händen gerutscht, vielleicht auch schon vorher, denn es lag rechts neben mir.

Die Sonne ging auf.

Der Eindruck konnte für mich entstehen, als es allmählich immer heller wurde. Aber es war keine normale Sonne, sondern ein grünlich schimmernder Ball. Zunächst noch verschwommen oder verwaschen, dann immer stärker und kräftiger hervortretend, aber trotzdem nicht den normalen Sonnenkreis bildend, denn dieses Licht war dabei sich zu verteilen und meine sichtbare Umgebung zu erhellen.

Es gab diesen »Vorhang« nicht mehr. Dafür sah ich etwas anderes.

Eine der Erde angeglichene Umgebung, wenn auch ohne Häuser, Straßen oder Verkehrsmittel.

Ein Stück Natur.

Reine Natur, denn sie war angefüllt mit einer sehr würzigen Luft.

Ich hätte mir wirklich zehn Nasenlöcher gewünscht, um sie einzuatmen. In dieser knieenden Haltung wollte ich auch nicht länger bleiben, benutzte das Schwert als Stütze und stemmte mich in die Höhe.

So hatte ich einen besseren Blick.

Es war nichts zu sehen, doch ich merkte, wie sich mein Gesicht allmählich entspannte. Die Lippen verzogen sich zu einem Lächeln, denn jetzt wußte ich, wo ich mich befand.

Es war nicht Avalon.

Irgend jemand, wer auch immer, hatte es geschafft, mich umzuleiten. Hinein in eine andere Welt, und damit hatte dieser Jemand auch Schicksal gespielt, weil ich davon ausging, daß ich nicht grundlos in dieses Reich hineingeraten war.

In ein wunderbares Land.

In ein Reich der Märchen, der Legenden. In das Gebiet zwischen Himmel und Hölle, dem die Menschen mal den Namen Fegefeuer gegeben hatten. In ein Land der gefallenen Engel, die dort zu Elfen und anderen Gestalten mutiert waren.

Es hatte einen Namen.

Es hieß Aibon!

Der Gedanke war da. Das Wort ebenfalls. Gedanke und Wort wollten nicht mehr aus meinem Kopf verschwinden, und ich fühlte mich plötzlich glücklich.

Aibon war mir nicht unbekannt. Ich hatte es schon oft erlebt. Ich hatte dort Kämpfe durchleiden müssen, aber auch Freunde gehabt, wenn ich mich in einer Region befand, die etwas Märchenhaftes ausstrahlte, was schon der große Dichter Shakespeare erlebt haben mußte.

Ein kleines Wunderland.

Aber ich war nicht Alice, sondern John Sinclair, ein Mensch aus Fleisch und Blut. Die Reise hierher hatte mir nichts anhaben können, denn ich fühlte mich wieder okay. Sogar so stark, daß ich mir Gedanken über die Neuerung machen konnte.

Nein, das war sicherlich kein Zufall, daß man mich hier hatte landen lassen. Schicksal nannte man so etwas. Das Schicksal hatte mich unter seine Fittiche genommen und mir den neuen Weg gezeigt. So froh ich auch darüber war, in Aibon zu sein, ich kam trotzdem nicht damit zurecht, weil ich einfach nicht wußte, was ich hier sollte.

Für mich war es wichtig, hinein in die Zeit des Königs Salomo zu reisen, um dort herauszufinden, was mit der Bundeslade geschehen war. Weshalb aber hatte es mich nach Aibon getrieben?

An einen Zufall konnte ich nicht glauben. Da spielten andere Dinge eine Rolle, und allmählich machte ich mich mit dem Gedanken vertraut, nur eine Zwischenstation zu erleben.

Von hier aus in die alttestamentarische Zeit?

Da sah ich noch keinen roten Faden. Ich schaute mein Schwert dabei schräg von der Seite an, als könnte es mir eine Antwort geben.

Aber die Klinge blieb stumm.

»Okay, dann eben nicht«, sagte ich und nickte mir selbst zu.

»Dann werde ich mich mal auf den Weg machen.«

Ein Ziel brauchte ich nicht. Ich wollte mich einfach nur bewegen.

Welche Kraft auch immer mich hergeholt hatte, sie würde sich irgendwann zeigen, damit ich endlich den Grund erfuhr.

Es war hell genug, um die Umgebung absuchen zu können. Der nicht von Guywanos Dienern besetzte Teil Aibons war eben eine wunderbare Welt, wenn auch eine stille, wie ich hier wieder erleben konnte.

Ich hörte nichts. Der Wind war eingeschlafen, und erst als ich ging, drangen die leisen Geräusche an meine Ohren. Das Rascheln der Grashalme, zum Beispiel. In Aibon war das Gras saftiger als auf meiner Welt. Es wuchs auch höher und sah grüner aus. Die Aibon-Natur war perfekt.

In einem grünen Tal fand ich mich nicht wieder, eher am Rand einer Senke, die rechts von mir, wo sie in eine Schüssel mündete, mit Buschwerk bewachsen war.

Linkerhand wuchs das Gras sehr bald höher und wurde noch von Farnen überragt. Zusammen bildeten sie so etwas wie einen Gürtel.

Über ihn hinweg schauten die Kronen der nicht sehr hoch wachsenden Bäume. Man konnte die Gewächse auch als Niederwald ansehen, aber auch das gehörte zu Aibon.

Die Wälder in dieser Welt bargen Geheimnisse. Geheimnisvolle Wesen durchzogen sie. Manche blieben mit den Beinen auf dem Boden. Andere wiederum flogen und sahen dann aus wie große Insekten mit menschlichen Körpern und durchsichtigen Flügeln, die sich so schnell und schwirrend bewegten, daß sie aussahen, als würden sie in der Luft stehen. Mutierte Libellen. Elfen, Gnome und auch die Feen, die auf wundersamen Pferden und Einhörnern hockten.

Während ihres Rittes wurde sie vom Klang kleiner, gläserner Glocken begleitet. Auch wieder typisch für dieses wundersame Land in der magisch positiven Hälfte.

In der anderen sah es anders aus. Dort spielte sich das genaue Gegenteil ab, denn sie stand unter der Kontrolle des mächtigen Dämons Guywano, der Tod und Zerstörung liebte und diejenigen zu Tode folterte, die er in sein Reich holte.

Daran wollte ich nicht denken. Der Gedanke kam mir auch nicht, denn die normale Umgebung war für mich wichtiger. Ich hatte mich auch für die linke Seite entschieden, denn dort oben am Rand wollte ich den Weg fortsetzen. Nahe des Waldes und ebenfalls durch das dichte Unterholz schreitend.

Es waren nur wenige, lange Schritte, die ich zurücklegen mußte.

Dabei benutzte ich das Schwert als Stütze, dessen Spitze immer etwas in den weichen Boden einsackte, wenn der Druck zu groß wurde.

Als der Wald mit seinen niedrigen, aber schon leicht ineinander verfilzten Bäumen vor mir lag, blieb ich stehen. Mein Blick war über das Unterholz hinweg zu der Front der Bäume geglitten. Dort suchte ich nach einer Bewegung.

Zu sehen war nichts, aber zu hören.

Raschelnde, huschende und mir flüsternd vorkommende Laute erreichten meine Ohren. Manchmal sah ich auch in den Kronen der Bäume die huschenden Bewegungen, wenn ein für mich fremdes Wesen von Geäst zu Geäst huschte, mal verschwand, dann wieder erschien wie ein schnell dahinfliegender Schatten, so daß ich nicht dazu kam, es genauer zu betrachten.

Es war auch nicht nötig, denn es trat ein anderes Ereignis ein, auf das ich gehofft hatte.

Ich hörte den Klang einer Flöte.

Nur wenige Töne, diese aber melodisch gespielt, und da wußte ich, daß ich mich wirklich in guten Händen befand, denn in dieser Welt hatte ich einen Freund.

Es war der Rote Ryan!

Der Papageno von Aibon. Ein Mann, dessen Haar wie rote Wolle schimmerte, der hier lebte und so etwas wie ein Wachtposten war, dabei aber auf der Seite der Guten stand.

Er haßte Dämonen. Er haßte vor allen Dingen diesen verfluchten Guywano. Beide waren Todfeinde, aber es gab keinen Sieger, so stand es unentschieden zwischen ihnen.

Der Flötenklang ließ mich lächeln. Er wehte direkt auf mich zu.

Den Spieler selbst sah ich noch nicht. Er hielt sich im Wald versteckt, aber er würde bald am Rand erscheinen, weil auch die Musik an Lautstärke zunahm.

Ich wartete auf ihn.

Jetzt spürte ich auch den sanften und warmen Wind, der mich streichelte und meinen Kopf freigemacht zu haben schien, denn so unbekannt kam mir die Umgebung auch nicht vor.

Ich erinnerte mich daran, schon einmal hier in der Nähe gewesen zu sein, und es lag nicht mal so lange zurück.

Damals hatten wir gegen einen Kobold gekämpft und auch gegen die Schattengestalten. Suko hatte sich an meiner Seite befunden, nun allerdings war ich allein.

Nein, nicht mehr.

Hinter dem Unterholz bewegte sich etwas und kam noch weiter vor. Es schob sich in das hohe Gras hinein, wo für ein paar Augenblicke eine Lücke entstand. Den näherkommenden Mann begleiteten die Flötenklänge.

Dann sah ich ihn endlich. Er löste sich aus einem halbdunklen Schatten, und er hatte seinen Weg zwischen den Bäumen gefunden.

Mit einer Hand wischte er etwas zur Seite, dann ließ er auch die Flöte sinken. Die letzten Töne verwehten.

Ich schaute ihn mir an.

Der Rote Ryan sah aus wie immer. Rotes Haar, blasses Gesicht, grünliche Augen, der breite Mund, die gerade Nase.

Er hatte sich nicht verändert. In diesem Land wurde man wohl nicht älter. Auch seine Kleidung sah aus wie immer. Beim ersten Hinschauen wirkte der Rote Ryan wie jemand, der sich einen Anzug aus großen Pflanzenblättern geschneidert hatte. Eine Jacke, eine Hose in einem fleckig wirkenden Grün, vergleichbar mit Tarnanzügen der Soldaten. Seine Füße steckten in weichen Lederstiefeln, und er roch frisch. Es war der Geruch von Aibon.

Ryan hob die rechte Hand. »Hi, John…«

Ich klatschte gegen seine Handfläche. »Ryan, ich freue mich, daß ich dich treffe.«

»Überrascht?«

Ich wiegte den Kopf. »Das weiß ich nicht so genau zu sagen. Ich war es einmal, aber jetzt bin ich es nicht mehr.«

»Weil ich dich getroffen habe und auch weiß, daß du mir nicht als Feind gegenüberstehst.«

»Das ist allerdings wahr.« Er schaute auf mein Schwert. Ich wollte ihm die Herkunft erklären. Bevor ich dazu ansetzte, unterbrach er mich mit einer Handbewegung.

»Es ist schon alles klar, John, du brauchst mir wirklich nicht viel zu erzählen.«

»Wieso? Was weißt du?«

»Nicht viel, wirklich nicht, aber ich bin so etwas wie eine Übergangsstation auf deiner Reise.«

»Reise oder Schicksal?«

»Beides.«
»Und wie geht es weiter?«
Er schaute mich an. »Kannst du dir das nicht denken, John? Erinnere dich an unser letztes Zusammentreffen, als wir gemeinsam die Schatten jagten und auch gegen den bösen Kobold kämpften…«[2]
Ja, ich erinnerte mich. Allmählich ging mir ein ganzer Kronleuchter auf, aber was ich dachte, war wirklich zu phantastisch. So phantastisch, daß es schon wieder wahr sein konnte…

***

Er ist tot! Sie haben ihn ermordet! Sie haben ihre Waffen in seinen Körper gestoßen. Sie lassen ihn verbluten! Horace ist tot! Der Fluch der Sinclairs…
Wenn es je stumme Schreie gegeben haben sollte, dann jagten sie durch den Kopf der Frau, die nicht mehr wußte, was sie denken oder noch tun sollte.
Sie war Zeugin beim Tod ihres eigenen Mannes geworden. Mary Sinclair hatte es gesehen. Es war ihr auch klargeworden, aber sie konnte es nicht fassen. Diese Untat war so schlimm, daß ihr das Begreifen einfach schwerfiel. Darüber kam sie einfach nicht hinweg.
All ihre Gedanken waren aus dem Gefühl der Panik und der namenlosen Angst geboren, und sie liefen völlig durcheinander.
Das Gesicht war noch immer naß. Niemand hatte ihre Tränen weggewischt. Aber sie hatte sich auch nicht geirrt, denn des Grausame dort war passiert.
Horace lag so schrecklich leblos und auch verkrümmt auf dem kalten Boden. Er würde sich nicht mehr bewegen können, nie mehr!
TOT! ER IST TOT!
Sätze, die sich wie Säure in den Kopf der Frau brannten. Sie hätte schreien müssen, weinen, durchdrehen, aber sie tat nichts. Sie erlebte das Grauen hier als Zuschauerin, und sie selbst hatte auch das Gefühl, sterben zu müssen.
Sie wischte sich über die Augen, um wenigstens etwas klarer gewisse Dinge erkennen zu können. Es kam ihr nicht auf Horace mehr an, sondern auf die Gestalten, die ihn getötet hatten.
Die Schatten mit den hellen Totenaugen. Erfüllt von einem kalten, bösen Licht.
Sie gingen nicht. Sie umstanden ihn, als wollten sie sich davon überzeugen, daß er endgültig tot war.
Mary Sinclair versuchte, die Augenpaare zu zählen. Es war ihr unmöglich, sie kam nicht mehr zurecht und erlebte deshalb das Durcheinander von Panik und Angst in ihrem Kopf.
»Steh doch auf!« keuchte sie und legte sogar wie betend die Handflächen zusammen. »Bitte, Horace, steh doch auf! Du darfst nicht

tot sein. Nein, nicht…«

Sie wiederholte die Worte mehrmals, ohne begreifen zu können, daß es nur mehr Hülsen waren.

Dann bewegten sich die Augen.

Zugleich geschah dies, und sie drehten sich zusammen mit den Schatten von dem toten Körper weg, um dorthin zu schauen, wo Mary Sinclair allein im Wagen saß.

Der Kopf war weiterhin zur Seite und auch nach vorn gerutscht.

Ihr Gesicht berührte die kalte Scheibe.

Mary schluckte. Sie weinte. Die Finger ihrer linken Hand lagen am Türhebel.

Noch hatte sie es nicht geschafft, die Tür zu öffnen. Aber sie würde weitermachen, das stand fest. Es war ein Drang, der sie nach vorn trieb, auch wenn die Angst sie weiterhin in den Krallen hielt.

Daß sie den Hebel bewegt hatte, bemerkte sie nicht. Erst als die Tür plötzlich nach außen aufschwang, stellte sie die Veränderung fest, und sie hatte Glück, daß sie nicht aus dem Wagen fiel, denn noch hielt sie der Gurt.

In dieser Haltung schaute sie auf ihren toten Mann.

Die Luft war kalt. Sie roch nach der Friedhofsmauer. Über sie hinweg wehte der Geruch des Friedhofs.

Angst hatte sie nicht mehr. Auch die Panik war verschwunden.

Mary Sinclair war einfach leer. Sie tat etwas, ohne es zu merken; sie handelte wie ein Automat.

Ein Mensch, der gleichzeitig eine Puppe war. Einer, mit dem man alles machen konnte, der auch nicht mal dagegen protestieren würde, das war aus Mary Sinclair geworden.

Sie wollte raus und mußte erst den Gurt lösen, der sie noch festhielt. Als sie es tat, hatte sie es eine Sekunde später schon wieder vergessen, aber die Folgen bekam sie mit, denn es war nichts mehr da, was sie noch hielt.

Mary Sinclair kippte aus dem Fahrzeug und fiel auf den kalten, feuchten Boden.

Für eine Weile blieb sie dort liegen. Der Aufprall hatte die Schmerzen in ihrem Kopf wieder stärker werden lassen, selbst das bekam sie nicht mal am Rande mit. Sie wollte auch nicht mehr vor ihrem Fahrzeug liegenbleiben, wie ein waidwund geschossenes Tier. Mary wollte zu ihrem toten Mann, ihm die Augen zudrücken, ihn noch einmal küssen, einen letzten Abschiedskuß, bevor…

Nein, sie dachte nicht mehr weiter.

Sie schaffte es auch nicht mehr, auf die Füße zu kommen, denn es fehlte ihr einfach die Kraft. Wenn sie zu Horace wollte, dann schaffte sie es nur kriechend.

Die unheimlichen Killer waren noch da. Sie bewegten sich nicht.

Sie hatten um den Toten herum einen Kreis gebildet. Die hellen Augen sahen dabei aus wie gestochen scharfe Kreise.

Mary kroch weiter.

Sie hörte sich reden. Aber sie verstand nicht, was sie gesagt hatte.

Zwar blieben die Schmerzen noch, aber die Frau spürte sie nicht mehr. Alles war weg. Nur noch Horace zählte, dem sie sich immer mehr näherte. Flach kroch sie auf ihn zu. Manchmal nur drückte sie den Oberkörper hoch. Steine, die aus dem Boden ragten, rissen ihre Handballen auf. Aus kleinen Wunden quoll Blut.

Das alles merkte Mary nicht. Auch nicht, wie sie zwischen zwei Schatten hindurch kroch und die beiden wenig später in ihrem Rücken wußte. Aber Horace war da. Er war nahe, so nahe…

An seiner linken Seite blieb sie knien. Sie schaute auf ihn nieder.

Den durch tiefe und tödliche Wunden gezeichneten Körper wollte sie nicht sehen. Auch nicht das Blut, das sich verteilt hatte. Und das Gesicht ihres toten Mannes sagte alles.

Totenstarre…

Sein Mund stand weit auf. Als wollte er noch einmal Luft holen.

Das war nicht mehr möglich. Einige Blutstropfen hatten die Wangen des Mannes erwischt und sich dort verteilt. Die bildeten ein makabres Fleckenmuster, fast bis hin zu den Augen, die ebenfalls nichts Menschliches mehr an sich hatten.

Auch sie waren tot. Sie wirkten glasig.

Mary kniete vor ihrem toten Mann. Die Handflächen hatte sie auf die Oberschenkel gelegt. »Horace«, flüsterte sie. »Horace, mein Liebling. Was ist denn…?«

Er gab keine Antwort.

Mary schien noch immer nicht begriffen zu haben, daß vor ihr ein Toter lag. Sie beugte sich nach vorn, hob auch die Hände an, die sich zitternd dem wachsfahlen Gesicht näherten, als wollten sie die Haut wieder massieren und ihr Leben einhauchen.

Sie streichelte das Gesicht.

Aber sie streichelte auch einen Toten.

»Horace, es war so schön. Ein Leben – so schön.« Sie sprach stockend, flüsternd, und sie weinte dabei.

Noch tiefer beugte sie den Kopf.

Sie nahm den Geruch der feuchten Erde auf. Das alte Gras sonderte ihn ab, auch die feuchten Steine, und dort hinein mischte sich der Geruch des frisch vergossenen Bluts.

»Ich werde dich wegschaffen, Horace. Ich – ich kann dich nicht hier liegenlassen. Es wird alles wieder gut werden, glaube mir, mein Lieber…«

Sie sah nicht, was hinter und über ihr passierte. Die Schatten hatten schon lange genug gewartet, denn ihre eigentliche Aufgabe war noch

nicht beendet. Wieder bewegten sie sich. Und die Augen ebenfalls. Sie drückten sich nach vorn, denn sie wollten sich über dem Rücken der gebeugten Frau treffen.

Schwarze Arme erschienen. Das leise Rascheln war ebenfalls zu hören, auf das Mary Sinclair nicht achtete. Sie sah auch nicht die Hände, deren Finger die Mordwerkzeuge umklammerten, an denen noch das frische Blut des Opfers klebte.

Ihre Wange hatte sie gegen seine gepreßt. Die Feuchtigkeit dazwischen stammte von ihren Tränen.

Über ihrem Rücken fügten sich die Messer zusammen. Sie bildeten einen Pulk.

Sekunden gingen dahin.

Nur die Messer schwebten über dem Rücken.

In diesem Augenblick bewegte sich die alte Frau. Als hätte sie gewußt, daß etwas passieren würde, richtete sie sich ein wenig auf und drehte den Kopf.

Sie sah die Augen, sie sah die Messer, die Glasscherben ähnelten, und sie wußte Bescheid.

»Der Fluch der Sinclairs«, flüsterte sie…

Mary hatte recht behalten.

Der Fluch erfüllte sich.

Sie schrie nicht mal, als sich die gläsernen Messer senkten. Sie rasten herab, trafen ihren Körper und drangen tief in ihn ein.

Jetzt hat es auch mich erwischt, dachte Mary Sinclair. Und jetzt bin ich bei dir, Horace, wir sind wieder zusammen…

Es waren die letzten Gedankenfetzen, dann hielt der Tod Mary Sinclair endgültig in seinen Klauen…

***

Ich starrte den Roten Ryan an, der aber nichts mehr sagte, sondern auf mich wartete.

Seine Frage hatte ich genau verstanden, und ich wußte jetzt auch die Antwort. Sie war wirklich phantastisch, daran dachte ich auch jetzt. Irgendwo war sie auch logisch.

Ich nickte.

»Nun?«

Endlich war ich reif für die Antwort. »Das Rad der Zeit, nicht wahr? Wir müssen zum Rad der Zeit…«

Ryan nickte. »Ja, du hast es erfaßt. Auf dich wartet das Rad der Zeit, damit du deine Reise fortsetzen kannst. Aibon, John, war für dich nur eine Zwischenstation.«

»Ich hätte es mir denken können«, sagte ich leise.

Der Rote Ryan lächelte. Er streckte mir seine Hand wie einem Kind entgegen. »Kommst du, John?«

»Sicher«, erwiderte ich, ohne allerdings seine Hand zu berühren.

Nebeneinander gingen wir her, dem geheimnisvollen und mächtigen Rad der Zeit entgegen…

ENDE des zweiten Teils

[1]Siehe John Sinclair Nr. 1000 »Das Schwert des Salomo«

[2]Siehe John Sinclair Nr. 961 »Der Fluch des Kobolds«